

Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit

Nikolaus Welter



Theodor Aubanel,

ein provenzalischer Sänger der Schönheit.

Von

Nikolaus Welter.

Mit Aubanels Bildnis.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1902.

An Eduard Koschwitz.

Im sonn'gen Ferienmond, ein Frohgesell,
Stieg ich selbander zu den Rhonegauen,
Mit schönheitsdurst'gem Auge dort zu schauen,
Was meine Jugend lockte groß und hell.

Doch stärker als Orange, Petrarkas Quell,
Als des Provencer Meers bezaubernd Blauen,
Als Arles im Siegesschmucke seiner Frauen,
Zwang mich das Lied, das Lied von Aubanel.

Und was mich so gebannt mit süßer Macht,
Was mich umsummt in wunderweichen Tönen,
Was mir die lange deutsche Winternacht

Mit Sonnengold erfüllt und Frühlingspracht,
Heut' sei es Dir, dem Freunde alles Schönen,
Dem kund'gen Meister, liebend dargebracht!

Diekirch, 27. September 1901.

N. W.

I. Aubanels Leben und Charakter.

Theodor Aubanel wurde am 26. März 1829 in Avignon geboren. Väterlicherseits entstammte er einer der ältesten Buchdruckerfamilien Frankreichs. Seine Vorfahren hatten sich während des 18. Jahrhunderts in Avignon niedergelassen und waren wegen ihrer Gesinnungstüchtigkeit von dem päpstlichen Stuhl mit dem seltenen Ehrentitel: „Drucker Ihrer päpstlichen Heiligkeit" ausgezeichnet worden. Äußerste Gewissenhaftigkeit, ein kerniger Biedersinn und die tiefste Frömmigkeit vererbten sich in der Familie vom Vater auf den Sohn. Theodors Großvater, Anton Aubanel, ward zur Zeit der Revolution als Landesverräter eingesperrt, weil er es gewagt hatte, einen von den Jakobinern verbotenen Katechismus zu drucken und zu verkaufen; nur der Sturz Robespierres rettete den 73jährigen Greis vor dem Fallbeil. Laurent Aubanel, des Dichters Vater, wurde als Mann von hellem Verstande, als tüchtiger Geschäftsführer und kundiger Ratgeber allgemein geachtet und hat sich außerdem auf dem Gebiete der Buchdruckerkunst einen Namen erworben.

Die Mutter Theodors war aus dem Städtchen Monteux gebürtig, der Heimat des berühmten Weihnachtsliederdichters Nikolaus Saboly, und gehörte der wohlhabenden Familie

Seyssaud an. Die Seyssauds führen ihren Ursprung zurück auf einen griechischen Feldhauptmann, der sich nach manch blutigem Strauß mit den Türken und einer abenteuerlichen Jugend am Fuße des Ventours angesiedelt haben soll. Unser Dichter gefiel sich in dieser Überlieferung und suchte daraus die Eigenart seiner Künstlernatur zu erklären. In dem Einleitungssonett zu den „Töchtern Avignons" singt er deshalb wie folgt:

Der Griechenfeldhauptmann.

Ein Griechenfeldhauptmann im Eisenkleid
Stand mir zu Rotbarts Zeit als Ahnherr auf;
Den Säbel hoch und mit dem Schlachtruf: Drauf!
Flog er voll Thatendrang zu Spiel und Streit.

Pest, Hunger, Wüstennot und Sonnenleid,
Er trotzte allem; seines Rappen Lauf
Nachjagten Wolf und Geier, denn zuhauf
Bedeckten Tote bald die Schlachtenheid'.

Er schlug die Türken, raubte ihre Frau'n;
Mit blut'gem Blitzstrahl schien er dreinzuhau'n,
Fuhr mit des Sturms Gewalt er in den Feind hinein,

Wild, schrecklich, schwarz, unbeugsam wie der Tod!
Drum blitzt mein Vers auch manchmal blutigrot:
Von ihm kommt mir die Lust an Weib und Sonnenschein.

Von vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, die den Eltern geboren wurden, war Theodor das jüngste. Seine Kindheit verlief still und friedlich. Er selbst wußte wenig Merkwürdiges daraus zu berichten.

„. . . . Als Kind“, so schrieb er seinem Freunde Paul Arène[1]) unter anderm, „verbrachte ich die schöne Sommerzeit fast immer mit meiner Mutter auf dem Lande. Zweimal jährlich, um Weihnachten und Ostern, gingen wir zum Großvater nach Monteux, was mir stets große Freude machte. Dort gab es Zimmer, deren Decken mit Würsten behängt waren, und andere, wo Weintrauben zum Trocknen an langen Fäden herunterhingen. Mir gefiel am besten die Kammer mit den Trauben, denn die Ratten warfen immer einige Beeren herunter. Das Haus meines Großvaters enthielt auch lange Gänge, besaß mit gepreßtem Leder bekleidete Säle und einen etwas kleinen Park voll alter Bäume und voll Unkraut, das nach Belieben darin wucherte. Ich fand den kleinen Park sehr schön, lag tagsüber im Gras und las Märchen, worüber ich sogar die Stunde des Mittagessens vergaß. Dann holte mich der Großvater häufig ins Haus; er schritt ganz sacht auf mich zu, eine sehr dicke Schelle in der Hand, schwenkte diese plötzlich an meinem Ohre hin und her und lachte laut, wenn ich darüber erschrak.“

Das Haus, das die Seinen von jeher in Avignon bewohnten, hatte in früheren Zeiten einem Kardinal gehört und war merkwürdig durch sein Alter sowohl wie durch die künstlerisch vornehme Ausschmückung der Vorderseite. Im Innern barg es dagegen dumpfe, düstre Gänge und Räume, ein Umstand, der auf Gemüt und Phantasie des Knaben zweifellos einwirkte.

Seine Gymnasialstudien begann der kleine Theodor in Aix bei den ihrer Strenge wegen gefürchteten „Grauen

---

1) Ludovic Legré, Le poète Théodore Aubanel, Paris 1894, S. 15.

Brüdern", denen er zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte; er vollendete sie in seiner Vaterstadt. Dann bildete er sich unter der bewährten Leitung des Vaters, gleich seinem zweiten Bruder Karl, zum Geschäftsmanne heran.

In diesen Jahren schloß auch er, wie ich das an andrer Stelle für Mistral erzählt[1]), Freundschaft mit Roumanille und ließ sich von ihm zum Dienst der provenzalischen Sprache anwerben. Auch ihm war das Provenzalische von Haus aus bekannt. Im Verkehr mit den Arbeitern und Dienstboten ward es fast ausschließlich gebraucht; zudem lebte in seinem Vaterhause ein geistlicher Oheim, ein frommer Kanonikus und eifriger Leser des Catull und Vergil, der nur provenzalisch und lateinisch redete. Der Jüngling hatte daher nicht nötig, wie verschiedentlich behauptet wird, mühevoll provenzalische Verse zu machen, ähnlich wie mancher heute noch lateinische Gedichte zusammenleimt; er dichtete in dieser Sprache, weil er in ihr dachte, weil er ihre seltenen und reichen Schönheiten erkannte, weil sie zu seinem dichterischen Genius vorzüglich paßte, und er so mitarbeiten konnte an der Verherrlichung der angebeteten Provence.

Die ersten Gedichte Aubanels schon verrieten den künftigen Meister. Immer zahlreichere Freunde führte ihm die Beschäftigung mit der heimatlichen Poesie zu. Besonders rege pflegte er den Verkehr mit den Brüdern Giéra. Die häufigen Besuche, die er mit Mistral, Roumanille und andern, in deren Familie abstattete, vermittelte ihm die Bekanntschaft eines anmutigen Mädchens, Jenny mit Vornamen, die er unter dem Namen Zani als seine Jugendliebe besingen sollte.

---

1) Nikolaus Welter, Frederic Mistral, der Dichter der Provence; Elwert, Marburg 1889, S. 17 ff.

Aubanel hatte bis dahin im düstern Vaterhaus ein zurückgezogenes Leben geführt. Die strengreligiösen Grundsätze, denen er huldigte, drückten seinem Wesen eine ernste Prägung auf. Dieser Ernst ward verstärkt durch die stete Selbstüberwindung, die er üben mußte, um sein heißblütiges Naturell im Zaume zu halten. Zwar hatte bis dahin schon manches Mädchen seine Aufmerksamkeit erregt [1]), aber es war nur bei einer flüchtigen Begegnung geblieben; eine Annäherung verhinderte seine große Schüchternheit im Verkehr mit Frauen, die er verschiedentlich auch in seinen Gedichten erwähnt. Um so mächtiger sollte der Eindruck sein, den Zani bei ihrem ersten Erscheinen auf sein empfängliches Dichtergemüt übte.

Frl. Jenny Manivet, einer gutbürgerlichen, altgläubigen Familie Avignons zugehörig, war ein stilles Mädchen, bleich und braun, einer Spanierin ähnlich, mit schwarzen schwermütigen Augen und prächtigem schwarzen Haar. Keiner der befreundeten Dichter konnte sich ihrem Zauber entziehen. Roumanille, Mistral, Mathieu schwärmten für sie und sangen ihr Lob. Aubanel aber verliebte sich in die Holde beim ersten Anblick; „er fing Feuer wie ein Zündhölzchen."

Zum ersten Mal begegnete er dem Mädchen auf Schloß Font-Ségugne, dem Sommeraufenthalte der Familie Giéra, wohin sie als Freundin der beiden Fräulein Giéra häufig kam. An dem Tage trug sie ein granatfarbiges Kleid, dessen Farbe dem Dichter unvergeßlich blieb. Von da an wählte er den Granatapfel zum Sinnbild seiner Liebe, legte sich den Namen: Lou felibre de la Míougrano bei

---

1) a) Ludovic Legré, a. a. O. S. 20. b) Lou Rèire-Soulèu, S. 32.

und kor als Wappen eine halbgeöffnete Granate mit dem Spruch: Quau canto Soun mau encanto (Wer singt, sein Leid bezwingt).

In stiller Leidenschaft näherte er sich der Jungfrau, und auch das Mädchen fühlte sich zu ihm hingezogen. Häufige Begegnungen in Gesellschaft der beiderseitigen Freunde ermöglichten einen zwanglosen Verkehr, wobei kleine harmlose Vertraulichkeiten gestattet waren.

Aubanel selbst giebt über das unschuldige Liebesgetändel jener Tage den besten Aufschluß in einem Briefe, den er nach Zanis Abreise an Eugen Garcin sandte.

„Ich bin", so klagt er dem Freunde am 5. August 1855[1]), „nicht mehr nach Font-Ségugne gegangen. Was ist Font-Ségugne jetzt noch für mich? Jeder Strauch, jeder Quell, jeder Pfad ruft so freudige, so bittere Erinnerungen in mir wach. Ihr Name steht in allen Baumstämmen geschrieben, der Wiederhall ist noch ganz erregt von den Liedern, die sie sang; überall schritt sie vorbei, überall lebt sie fort, die arme Jenny, in ihrer unsagbaren Anmut und in der Schwermut, die sie so rührend kleidete.

„Hier ist der Schatten der alten Eiche, sind die Cypressen, ist die Bank, wo sie zu sitzen pflegte. Hier ist der Steintisch, wo sie in einer kleinen Vase einen Strauß Wiesenblumen, ein Geschenk der Dichter, hingestellt hatte; der Tisch ist noch da, aber die Vase? aber die Blumen? — Dort unten, von dem großen Nußbaum, haben Mathieu und ich ihr Nüsse geholt. Hier, am Rande dieses Weihers, unter diesem alten Epheu, unter dieser Akazie haben wir im Mondschein das Nachtgebet gesprochen, das sie mit

1) Legré, a. a. O. S. 47 ff.

frommer Stimme vorbetete. Unter jener großen Platane haben wir getanzt ....

Dans notre village
Il est un avocat ....

„An diesem Fenster sah ich sie zum ersten Mal in ihrem granatfarbigen Kleid. In diesem hübschen Brunnensaal habe ich mit ihr gesprungen und getanzt, ich, der ich noch nie getanzt hatte. Und erst ihr Kämmerlein da oben, das Paul mir manchmal anweist; dies Kämmerlein, wo der Schlummer voll süßer Träume ist, wo man auch mit wachen Sinnen träumen kann:

O chambreto, chambreto,
Siés pichoto, segur, mai que de souveni [1])!

„Ach, was kann mir Font-Ségugne jetzt noch sein? Alles ist leer, alles ist stumm, alles ist öde für mich! Ich wandle, suche, rufe, horche und harre!

„Sie schreitet nicht mehr durch die Baumgänge und Büsche dahin, ein wenig traurig stets, doch lächelnd vor lauter Herzensgüte, um zu sehen, wie die Sonne untergeht, wie der Mond sich, voll und rund, über den Bergen von Vaucluse erhebt, wie die Nacht hereinbricht. Dabei reichte sie mir, wie einem Kinde, den Arm! .... und der Nordwind blies, ein Herbstnordwind, und damit ich mich nicht erkälte, umwickelte sie meine Hände mit ihrem Tuch, die gute Jenny! Sie, die den Abend und die Sonnenuntergänge so gern hatte, obschon diese Stunde sie stets mit größerer Trauer erfüllte; sie, die mir erzählte, daß sie als

1) O Kämmerlein, o Kämmerlein, — du bist wohl klein, — doch viel Erinnerungen schließt du ein.

ganz kleines Kind bei Anbruch des Abends geweint habe ....
„Aber was fehlt dir denn?“ — Nichts, ich weine nur. —

„Und wir wandelten mit kurzen Schritten, beide stumm und in uns gekehrt, und horchten auf das Säuseln des Windes, das Rauschen der Blätter, das Rascheln unsrer Schritte; dann redete sie einige Worte, sprach von ihrer verstorbenen Mutter, vom Jenseits, vom Himmel — wenige Worte, die zuweilen durch ein langes Schweigen unterbrochen wurden, — bis Paul oder Josefa ein bekanntes Lied anstimmten, das wir dann allzusammen sangen.

„Kehren wir heute von unsern langen Spaziergängen heim, so setzt sie sich nicht mehr in die alten Lehnstühle, wo sie so oft gesessen, und ich neben ihr. — Dann legte sie ihr Tuch oder den Mantel ab, ich schob ein Polster unter ihre Füße, und wenn sich manchmal eine Flechte ihres schwarzen Haars, vom Winde verwirrt, über ihrer Schulter löste, so brachte ich es in Ordnung, und immer lohnte sie mir mit einem milden Wort des Dankes und einem lieblichen Lächeln.

„Und diese Spiegel, die sie so oft vorbeigehen sahen! — Sie spiegeln nimmermehr ihr träumerisches Antlitz ab; ich frage sie umsonst, ich sehe nichts, nichts als die Thränen meiner Augen.“

Die meisten Züge dieser anheimelnden Novelle webte der Dichter später in sein „Buch der Liebe“ ein, und eben sie verleihen der Dichtung den frischen Reiz ungesuchter, rührender Wirklichkeit.

Drei Jahre lang hatte das schüchterne Liebesverhältnis gedauert, da ward es durch Zanis Eintritt ins Kloster unerwartet und gewaltsam gelöst. Mistral hat den immerhin auffallenden Entschluß des Mädchens folgendermaßen zu erklären gesucht:

„Aus scheuer Zurückhaltung, sagt er[1]), oder aus unruhiger Besorgnis, wie sie Liebenden ihres Alters manchmal eigen sein mag, wenn sie zum Heiligtum der Liebe hinansteigen sollen, wagte weder er noch sie sich schlicht und klar zu sagen, daß sie einander wollten. So kam es, daß Zani, vielleicht infolge der Verwirrung, die sich ihrer immer mehr bemächtigte, und ohne jede Hoffnung, das Verhältnis zu gutem Ende gelangen zu sehen, oder auch, und vor allem, infolge eines höheren Rufes, unerwartet ins Kloster trat."

Die verfrühte Kunde von dem Entschluß der Geliebten traf unsern Dichter in Rom, wohin er auf den Wunsch seiner Eltern eine längere Reise gemacht hatte. Die Erinnerung an Zani war ihm nach der heiligen Stadt gefolgt; er ritzte ihren und seinen Namen in die Kuppel des Skt. Petersdomes und sehnte sich nach ihr in der Arena des Kolosseums. Kaum hatte er die betrübende Nachricht erfahren, so litt es ihn nicht länger an den Ufern des Tibers. Er brach plötzlich auf und langte einige Tage nachher, Eltern und Freunden unvermutet, wieder in der Heimat an.

Erst einen Monat später erfolgte Jennys Abreise. Das Buch, das der Jüngling über die Vorgänge dieser Tage geführt, ermöglicht einen Einblick in sein leiderfülltes Innere. Besonders fällt bei seiner Schilderung die Genauigkeit auf, mit der sich auch die geringfügigsten Umstände hervorheben; sogar das Nebensächlichste hatte sich seinem Gedächtnis für immer eingeprägt. Mit zitternder Hand schrieb er alles nieder; die kurzabgebrochnen Sätze,

---

1) Frédéric Mistral, Discours prononcé devant l'Académie de Marseille en l'honneur de Théodore Aubanel, Montpellier 1889.

die Einfachheit des Ausdrucks bürgen für die Wahrheit des Berichtes und spiegeln die atemlose Erregung des Schreibers zurück. Da lesen wir u. a.[1]):

Sonntag, 23. April 1854.

Vor einer Stunde war ich bei Paul (Giéra); man wartete auf Jenny. „Sie speist heute bei ihrem Bruder zu Mittag, sagte Josefa, und kommt um halb zwei.“ Clarissa war stumm, sie weinte in einem fort, setzte sich auf einen Stuhl, machte dann wieder einige Schritte, drehte sich zum Fenster oder zur Mauer und weinte von neuem. Dann ging sie in den Garten, spazierte etwas hin und her und ward ruhiger.

„Da schellte es; es war Martin. Er wußte nichts .... Wir waren allein im Garten .... Es schellte wieder. Josefa lief und öffnete: Es war Jenny. Ich sah, wie sich die beiden krampfhaft umarmten; ich trat näher; sie schritten in den Saal, ich folgte.

„Kaum eingetreten, ließ sich Jenny in einen Lehnstuhl fallen, neben dem Kamin. Josefa setzte sich auf einen Stuhl, dicht am Fenster. Josefa war in Thränen gebadet, Jenny brach in lautes Weinen aus: „Mein Bruder! Mein Bruder!“

Ihr Busen wogte .... es war herzzerreißend ....

„In dem Augenblicke trat Roumanille ein mit B....; er lehnte sich aufrecht gegen ein Marmortischchen zwischen den Fenstern .... Ich konnte mich nicht länger bezwingen .... ich ging hinaus ....

„Im Gange begegnete ich Fräulein Clarissa, die nicht eingetreten war; sie weinte. Ich setzte mich auf das

---

1) Legré a. a. O. S. 62—68.

Bänkchen neben der Saalthüre, von wo mir das Schluchzen Jennys und Josefas ins Ohr drang.

„Kurz darauf kamen beide heraus, schritten rasch an mir vorüber und sagten: „Wir gehen hinunter . . . .“ Sie stiegen hinauf, Clarissa folgte. Als sie herunterkamen, hatte Josefa ihren Hut aufgesetzt; Jenny weinte nicht mehr. Roumanille trat näher mit B . . . . und empfahl sich in ihr Gebet. Dann kehrten sie in den Garten zurück, in der Meinung, Jenny wolle fort. „Treten wir einen Augenblick ein!“ sagt sie zu mir. Josefa ging voraus, ich blieb allein mit ihr, und sie sprach: „Ich will Josefa meinen Rosenkranz geben, und sie wird ihn Ihnen einhändigen.“

„Wie danke ich Ihnen, mein Fräulein!“

„Wir schritten dem Saale zu. Ich ging voraus und sagte zu Frl. Josefa: „Jenny wird Ihnen ihren Rosenkranz für mich geben, und Sie geben ihn mir.“ Jenny kam. Ich trat zu ihr und dankte ihr nochmals für den Rosenkranz. Wir blieben stehen. Sie sprach: „Auf Sie zähle ich am meisten. Ich weiß, daß ich auf Sie am meisten rechnen kann; ich kenne Ihr Zartgefühl. Josefa wird ihn Ihnen geben. Ich wollte ihn nicht vor den andern überreichen. Es schickt sich nicht, daß ich jemand ein Andenken zurücklasse.“

„Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl, Josefa auf einen Stuhl zu ihrer Linken, ich zu ihrer Rechten.

„Ich verlasse soeben meinen Bruder und konnte auf der Straße meinen Gefühlen keinen freien Lauf lassen,“ sagte sie ruhig.

Sie erzählte nun, wie sehr sie litt.

„Ich schien glücklich und hatte doch keine Ruhe. Seit acht Jahren wußte ich nie, wie ich von einem Monat zum andern gehen sollte; ich war immer in Unruhe und ver-

wandte auf meine Kleider nur das Allernotwendigste. Sprach man mir von den Schwestern des hl. Vincenz von Paula, so ging mir ein Stich durchs Herz .... Vor zwei Monaten, als ich an nichts dachte, erhielt ich einen Brief aus Paris, der mich rief .... Ich gehe! Wenn ich nicht ginge, würde es mich zu sehr reuen. Wer weiß, ob Gott nicht noch diese letzte Prüfung von mir verlangt? Ist es mein Beruf nicht, so komme ich wieder, und wäre es nach zehn Jahren! Meine Freunde werden immer gut gegen mich bleiben; die mich nicht kennen, an denen liegt mir nichts .... Mein Gott, was habe ich gelitten! Aber es giebt Seelen, die nicht den gewöhnlichen Weg gehen! Welche Reue müßte ich nicht empfinden, wenn ich der Stimme Gottes nicht gehorchte und mir Widerwärtiges im Leben begegnete: Ich will vor allem mein Seelenheil suchen. Ich schien glücklich und hatte doch nie Ruhe [1])."

„Sie weinte. Josefa weinte und drückte ihrer Freundin die Hände. Ich sagte:

„Es ist immer so; die zarten Herzen, die schönen Seelen leiden immer. O mein Gott, Ihr Opfer ist groß!"

„Ich war so bewegt, daß ich nicht mehr sprechen konnte; Thränen traten mir in die Augen, und wir weinten alle drei.

„B .... kam und gab ihr eine Medaille; Jenny dankte voller Güte .... Sie saß ruhiger, ihr Taschentuch auf dem Schoß, das Antlitz außer Fassung, Augen und Wangen von Thränen benetzt.

---

1) Die bängliche Unentschlossenheit, die stellenweise aus diesem Bekenntnis des Mädchens herauszulesen ist, scheint die S. 9 gegebene Vermutung Mistrals zu bestätigen.

Da kamen Roumanille und Martin.

„Fräulein, sagte Roumanille, denken Sie an die Dichter, die Sie besungen haben, erinnern Sie sich manchmal ihrer Verse!"

„Gehen wir zu den schwarzen Büßern," meinte Josefa. Sie erhoben sich. Wir empfahlen uns alle in ihr Gebet.

„Flehen Sie zu Gott," sagte ich, ohne kaum sprechen zu können, „daß ich ein guter Christ werde."

„An der Thüre, auf der Treppe zum Saale blieb sie ein wenig stehen. Ich dachte: „Bald wirst du sie nicht mehr sehen, vielleicht nie mehr." — Und ich sah sie an, mit meiner ganzen Kraft, und gab mir Mühe, ihr sanftes und trauriges Gesicht und ihre ganze träumerische Person in meinem Geiste festzuhalten.

„Man empfahl sich nochmals in ihr Gebet. Paul sagte:

„Wenn Sie das Pater beten, so verlange ich das Amen für mich."

„Nun, fragte Jenny, bei welcher Bitte des Vaterunser soll ich an Sie denken?"

„Fiat voluntas tua! für Roumanille" antwortete Martin.

„Panem nostrum da nobis hodie! für mich" sagte Jules, „das Brot der Seele und des Leibes."

„Und für Sie, Herr Aubanel?"

Ich besann mich einen Augenblick.

„Adveniat regnum tuum, das Paradies!"

„Ich erflehe für Sie das Reich Gottes in Ihrem Herzen, nicht? Daß er nämlich seinen Willen an Ihnen erfülle und Ihnen dann den Lohn erteile."

„Ich wähle: Sed libera nos a malo!" sprach B . . . .

„Et ne nos inducas in tentationem!" fügte Martin hinzu.

Man lachte: „Er bleibt doch immer derselbe!"

„Pater noster, qui es in coelis ist für Josefa; sanctificetur nomen tuum für Clarissa. So, jetzt sagen Sie es ganz her, daß ich mich an jede ihrer Bitten erinnere und beim Gebet daran denken kann."

Man betete das Pater, sie betete mit und sagte dabei: „Dies ist Ihre Bitte! Dies ist für Sie! Dies für Sie!"

Sie ward fröhlich, sie lächelte beinahe. Aber ihr Antlitz verdüsterte sich wieder. Sie schritt die Treppe hinunter; als sie den Gang betrat, verneigte sie sich ein wenig zum Gruß und sagte gerührt:

„Ich danke Ihnen bestens für Ihre Güte!"

Dies waren ihre letzten Worte.

„Sie schritt auf die Thüre zu, umarmte Clarissa, die nichts redete, sondern heiße Thränen vergoß; dann kam sie einige Schritte zurück und umarmte sie nochmals. Clarissa ließ es geschehen, ohne die Kraft zu besitzen, die Küsse ihrer Freundin zu erwidern. Josefa, die voranging, öffnete die Thüre; Jenny schritt langsam weiter und kehrte sich nicht um, wie sie gewöhnlich that, um zu grüßen; sondern, als sie die Klinke faßte, drehte sie sich zur Seite, um uns nicht mehr zu sehen, zog die Thüre hinter sich zu und schloß.

Mir war keine einzige ihrer Bewegungen entgangen. Wir standen da, bewegt und betroffen, ich mehr als die andern.

„Gehen wir zur Vesper?"

„Ich habe nicht den Mut dazu," sagte ich mit thränenden Augen und fast erloschener Stimme.

„Quétis ome!" meinte Paul.

Er bot mir seinen Arm und wir gingen."

Die Abreise Janis sollte die Sehnsucht des Dichters nur noch vermehren, denn, wie La Rochefoucauld so treffend

sagt, die Entfernung schwächt die mittelmäßigen Leidenschaften und steigert die großen, ähnlich wie der Wind die Kerzen ausbläst und das Feuer anfacht[1]).

Nun ergoß sich sein Schmerz in die innigen Klagen, die uns aus der „Mióugrano" anklingen werden. Zugleich suchte er sein Leid durch angestrengte Thätigkeit oder durch längere Märsche zu betäuben. „Die Müdigkeit des Leibes," singt er, „ist der Seele ein Balsam." Trostsuchend flüchtete er häufig aus Avignon zu seinem älteren Bruder Josef in die Einsamkeit des Dörfchens Pierrerue. Hier machte er im September 1856 die Bekanntschaft Ludovic Legrés, eines entfernten Verwandten seiner Schwägerin; Legré ward ihm von da an ein treuer Freund und Vertrauter und später ein liebevoller Biograph[2]). Doch das Bild

1) Legré, a. a. O.

2) Ludovic Legré, um einige Jahre jünger als Aubanel, gehört seit 1858 der Advokatenzunft Marseilles an, die ihn verschiedene Male zum Stabträger wählte. Neben seinen Berufspflichten und juristischen Forschungen, deren Ergebnisse er in mehreren Werken niederlegte, beschäftigte er sich viel mit der schönen Literatur. Er war es, der Mistral i. J. 1858 zu der ersten bedeutungsvollen Reise nach Paris bestimmte; er riet ihm auch als Hauptschauplatz der Handlung in „Calendau" das Seestädtchen Cassis zu wählen, dessen Umgebung er mit dem Dichter durchstreifte. Seinem Freunde Aubanel hat er ein rührendes Denkmal gesetzt in seinem so häufig anzuführenden, hübschen Buche: Le poète Théodore Aubanel. Récit d'un témoin de sa vie. Sehr schön ist auch seine lehrreiche Studie über den Philosophen Favorin d'Arles. In den letzten Jahren wandte sich Legré dem Studium der Pflanzenkunde zu, die ihm von Jugend auf teuer gewesen, und sucht in einer Reihe Monographieen eine Geschichte der Botanik in der Provence zu entwerfen. Zahlreiche Bändchen sind bereits erschienen und haben dem Verfasser die schmeichelhafte Anerkennung des Institut de France und der bedeutendsten Fachgenossen des Auslands verschafft; ihre allgemein-

der Geliebten schwebte dem Auge seiner Erinnerung stets vor, und er fürchtete, nie mehr von dieser Wunde genesen zu können. Er kannte eben das eigne Herz noch nicht. Mistral sah darin schärfer als er. Der schrieb dem Freunde eines Tages in epikuräischem Übermut als Antwort auf ein ihm eingesandtes Klagelied:

„Das Gedicht ist sehr schön .... Ein Herz wie deines kann nicht sterben, Aubanel!

„Die Schönheit einer Frau hat dein Herz getroffen. Du glaubst noch immer an dieser Wunde zu bluten. Doch nein, es ist die Schönheit einer andern, die dich gefangen hält .... Es geht nun einmal so. Eine treue Liebe ist selten, ist schwer und vielleicht unmöglich ein ganzes Leben hindurch zu ertragen. Die einzigen Beispiele, die wir von einer solchen haben, gehören in das Reich der Mythologie und der Rittersage. Ohne Jugend und Schönheit kann die Liebe nicht bestehn, und wie lange dauern Jugend und Schönheit! Der Dichter, der mehr als jeder andre für die Schönheit empfänglich ist, kann sich auch mehr als einmal, und zwar schnell, verlieben. In dieser Welt giebt es Tausende von Mädchen, die unser Herz zu bezaubern vermögen. Gott hat die Liebe und die Schönheit ausgeteilt, wie das Wasser und die Blumen, in reichster Fülle und für jedermann. Man dürstet mehr als einmal; mehr

---

verständliche Darstellung und ihr anziehender Inhalt machen diese Studien selbst dem Laien zu einer angenehmen Lektüre. So ist der liebenswürdige Gelehrte auch in seiner Art als Feliber thätig und kann auf ein wohlausgefülltes, durch atheniſche Lebensweisheit erheitertes Dasein zurückblicken. Meine vorliegende Arbeit suchte Legré durch mündliche und schriftliche Mitteilungen zu fördern; auch hat er mir eine Anzahl noch unveröffentlichter Briefe des Freundes zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm besonders verpflichtet bin.

als eine Blume entzückt das Auge; ist es daher nicht natürlich, daß man sich nach mehr als einem Weibe sehnt? Schilt also dein armes Herz nicht, teurer Aubanel, denn das kann nichts dafür und verlangt nur darnach zu leben."

Mistral hatte recht gesehen. Im April des Jahres 1861 vermählte sich Theodor Aubanel mit der Schwester seiner Schwägerin, Frl. Josefa Mazen aus Vaison.

„Alle, die Theodor Aubanel näher gekannt haben," so schreibt sein Freund Legré, „wissen, daß diese Heirat das große Glück seines Lebens geworden. Die Gefährtin, die der Himmel ihm zugewiesen hatte, war seiner vollständig würdig. Durch eine innige und beständige Zuneigung einander verbunden, lebten die beiden Gatten bis zum letzten Tag, ohne daß etwas das Glück ihres trauten Beisammenseins gestört hätte. Und Doktor Pamard konnte mit dem ganzen Gewicht eines Augenzeugen bekräftigen: Er besaß eine Gattin, die ihn verstanden, die sich mit seinem Wesen verschmolzen hatte und ihm wie ein andres Selbst geworden war."

Einige Briefe [1]) aus den ersten Jahren seiner Ehe bestätigen diese Aussagen in allem.

4. Juni 1861.

„Seit langer, langer Zeit habe ich dir nicht mehr geschrieben, und ich weiß wirklich nicht, was du von diesem langen Schweigen denkst. Du hast doch nicht geglaubt, ich hätte dich vergessen, nicht! Ich war so beschäftigt, so mit Arbeit beladen, so verliebt (und Gott sei Dank! ich bin es, wenn möglich, noch tausendmal mehr!), daß ich keine Zeit gehabt habe dir zu schreiben; und dann kam dazu die Trägheit, die selige Trägheit des Glücks, und ich überließ

1) Legré a. a. O. S. 131 ff.

mich diesem süßen far niente aus ganzer Seele .... In der „Miógrano“ habe ich den Schatten und den Traum besessen, aber wahrlich: die lebendige, reizende Wirklichkeit ist doch tausendmal köstlicher als der Traum. O mein lieber Legré, wie bin ich so glücklich!“

11. Januar 1862.

„Oktave Feuillet, glaube ich, sagt irgendwo, der Glückliche habe keine Geschichte. Darum sind meine Briefe so kurz, wenn ich nur von mir sprechen soll, und sage ich: Ich bin glücklich! so ist alles gesagt.

„Ja, ich kann Gott nur danken und muß ihn tausendfach preisen; es bleibt mir kein Wunsch mehr übrig. Ich bin glücklich und ruhig, so ruhig, daß ich der vergangenen Stürme nicht mehr gedenke, so glücklich, daß mein Glück nicht wachsen kann .... Und doch, wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, ich wollte nicht auf die zehn Jahre des Kampfes, der Aufregung, des Fiebers verzichten, die mich allerdings beinahe getötet hätten, mich aber auch ganz zu dem gemacht haben, der ich heute bin.“

13. April 1862.

„.... Nun bin ich ein Jahr lang verheiratet und wahrlich, ich würde mein jetziges Glück nicht gegen das des vorigen Jahrs vertauschen.“

Am 3. Mai 1853 ward ihm der heißersehnte Sohn geboren, dem er den Namen „Johannes vom Kreuze“ gab. Sein Glück war zum Überlaufen voll.

14. Mai 1863.

„Wenn du wüßtest, wie ich so glücklich bin, daß Josefa so wenig gelitten hat! .... Der Kleine ist reizend .... Ich hätte nie geglaubt, daß die Vaterschaft so herzinnige Freuden mit sich brächte! ....“

Mit seiner Vermählung beginnt für Aubanel ein neues Dasein, er wird ein andrer in seinem Charakter und in seinem Dichten. Der Hang zur Schwermut, die Vorliebe für die Nachtseiten des Lebens schwinden allmählich, und er geht auf in einer männlichen Thätigkeitsfreude. Nun ist er nicht mehr der klagende Träumer, der gemsenartig in die Berge floh; nun wird er der muntre Aubanel, der sonnendurstige „Adler“ [1]), als den ihn alle rühmen, die ihm in jener Zeit nahe getreten sind. Ein lustiges Lied, ein feuriger Trank, eine lärmfrohe Sängerfahrt durch die Provence blieb ihm Hochgenuß. Die Tafelrunde, zu der er seine Freunde häufig nach der grünen Platanen-Akademie der Barthelassoinsel bei Avignon beschied, umgab ihn jeden Monat mit einer Schar kerngesunder Alters- und Gesinnungsgenossen. Jetzt entfaltete er sich auch zu dem Dichter der Schönheit, der sich einen Ehrenplatz in der Geschichte der Minnepoesie erringen sollte. In diesen Jahren entstanden die Dramen: „Das Brot der Sünde“ und „Der Hirte“, entstanden in glänzender Reihe die Meisterwerke der „Töchter Avignons“. Ich betone diese glückliche Umwandlung, die mit Aubanel vorging, mit Fleiß, weil es durchaus verfehlt wäre, in ihm nur den klagenden Troubadour der „Mióugrano“ zu sehen, wie es noch manchmal geschieht. Selbst der Kummer, den ihm seine Gedichte von übelwollenden oder kurzdenkenden Leuten einbrachten, ward eigentlich nur in den Briefen an die Freunde laut; im Grunde genommen beeinträchtigte er seine fröhliche Laune nicht, und bis zu dem letzten Lebensjahre blieb Aubanel der unverwüstliche Optimist, der, wie eine Eidechse, das Licht des Erdenhimmels in kräftigen Zügen trank. Nur darf der Leser nicht an ihm irre

---

1) Aubanel, aubanèu = Adler.

werden, wenn er in den folgenden Kapiteln, vielleicht zu seiner Verwunderung, erfährt, wie der Dichter in seinen Liedern der Gattin, an deren Seite er so glücklich ist, nie gedenkt, sondern das Ziel seiner Begeisterung stets abseits vom häuslichen Herde sucht. Auch auf ihn lassen sich die duftigen Verse anwenden, in denen Karl Emil Franzos ein unaussprechliches Herzensglück in Worte zu fassen sucht:

Als nach dir, der stolzen Fernen,
Sehnend einst das Herz mir schwoll,
Hei! wie da in tausend Liedern
Herz und Lippe überquoll!

Aber nun ich dich errungen,
Nun mich volles Glück umblüht,
Küss' ich schweigend, schweig' ich küssend,
Und verstummt ist mir mein Lied!

Der ich meine Schmerzen klagte,
Jauchze meine Wonne nicht,
Denn wozu ein Leben dichten,
Lebt man selig ein Gedicht?!

Im übrigen floß Aubanels Dasein still und werkfreudig dahin. Seit des Vaters Tode (1854) stand er mit dem zweiten Bruder Karl der Firma vor und gewann dabei das volle Vertrauen seiner Mitbürger. Im Dienste des Felibertums beteiligte er sich an verschiedenen, anderweitig[1]) erzählten Dichterfahrten, machte mit Legré 1873 eine Reise über Venedig nach Wien, leitete 1874 mit großem Erfolg die bei Gelegenheit des 500jährigen Petrarka-Jubiläums in Avignon abgehaltenen Blumenspiele, ward 1876 von den Felibern zum Syndikus der „Mantenènço de Prouvènço“

1) N. Welter, a. a. O. S. 95 ff.

ernannt, welche Würde er bis zu seinem Tode bekleidete. Während der letzten Lebensjahre unternahm er fast jeden Herbst einen Ausflug nach Paris, das stets eine große Anziehung auf ihn übte. Er besonders vermittelte die Annäherung der provenzalischen Dichter an die Gesellschaft der „Cigale de Paris“ und war in dortigen Literaturkreisen, mehr als jeder andre, ein gern gesehener Gast.

Sonst aber beschränkte er sich freudig auf den Bereich seiner trauten Häuslichkeit. Als das väterliche Haus 1865 der Stadtverwaltung zum Abtragen überlassen werden mußte — damals ward die heutige Rue de la République, die Hauptverkehrsader der Stadt, vom Bahnhof nach der Place de l'Horloge angelegt — siedelte er mit seiner kleinen Familie und dem geistlichen Oheim in die Nähe der Peterskirche über. Hier besaß er einen bedeutenden Häuserkomplex, der Laden, Druckerei und sehr geräumige Wohnhäuser umschließt. Über der Ladenthüre prangt noch heute, kunstvoll ausgearbeitet, das päpstliche Wappen mit den goldenen Schlüsseln, überragt von der Tiara, das Ehrenschild der Firma. Das eigentliche Wohnhaus mahnt an ein Kloster mit seinem geräumigen Eingang, den breiten Treppen und Gängen, den weiten Zimmern, die ein dämmerndes Licht erfüllt, und worin sich Aubanel mit alten Gemälden, alten Möbeln und anderartigen Kunstwerken umgeben hatte. Hier übte er auch die warme Gastfreundschaft, die in seiner Familie stets üblich gewesen, und nicht leicht versäumten es bekannte Dichter auf der Durchreise, den edlen Mann in seiner Familie aufzusuchen und sich an seiner Tüchtigkeit zu erfreuen.

Aubanel gefiel allen, die mit ihm in Verkehr traten; die Liebe, die ihm entgegengebracht ward, zeugte für die Reinheit seines Charakters. Er war ein ganzer Mann,

der auch mit ganzer Seele bei allem war, was er fühlte, redete oder schrieb. Sein ausdrucksvolles Gesicht erweckte Aufmerksamkeit. Hoch und breit wölbte sich die Stirne, mächtig über sie hinaus der Schädel, den die darunterwogende Glut zu sprengen drohte. Unter den regelmäßig gezogenen und kräftig vorspringenden Brauen blickten die Augen tief, glänzend, etwas schwermütig hervor; die breite Stumpfnase gab dem Antlitz ein sokratisches Gepräge; die kräftigen Lippen und das Kinn barg ein dichter, fächerförmig zugeschnittener Bart; das ganze Gesicht spiegelte Geist, Offenherzigkeit und Kraft. Dieser bedeutende Kopf ward von kurzem Nacken und breiten Schultern getragen. Die Gestalt war untersetzt; Bewegungen und Gang waren äußerst lebhaft. Darin gab sich die Leidenschaft kund, die sein Innres erfüllte. Denn Aubanel war die verkörperte Leidenschaft. Diese bethätigte sich in seinem Verkehr mit Gott und der Mitwelt und in den strengen Anforderungen, die er an die eigne Natur stellte.

Der Religion seiner Väter blieb Aubanel sein ganzes Leben lang treu bis ins Kleinste hinein. Das „Roma locuta" bildete die unerschütterliche Grundlage seines „Köhlerglaubens". Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unterwarf er sich den Kirchengesetzen und nahm häufig in der Kutte der weißen Büßer, denen er angehörte, an den öffentlichen Prozessionen teil. Als das Haus Savoyen 1859 dem Papst einen bedeutenden Teil des Kirchenstaates wegnahm, richtete er an Pius IX. das leidenschaftliche Protestgedicht: Der Judaskuß. Bei Gelegenheit der Petrarkafeier (1874) wies er den Orden, den ihm die italienische Regierung anbot, zurück mit der Begründung, sein Gewissen verbiete ihm, irgend etwas mit den Beraubern des Papsttums gemein zu haben.

Bei manchen andern Gelegenheiten bewies er einen ähnlichen Glaubenseifer. Vor dem Mut seiner Überzeugungen schwieg der Spott, wie auch er die Anschauungen andrer zu entschuldigen und zu achten wußte.

Mit dieser innigen Frömmigkeit paarte sich bei Aubanel eine reiche Nächstenliebe. Im Jahre 1854 ward Avignon von der Cholera heimgesucht. Da schritt der opferfreudige Jüngling von Bett zu Bett, überwand den ihm angebornen Widerwillen gegen alles Häßliche, that, angefeuert von dem Gedanken an Zani, mit hilfreicher Hand Krankenwärterdienste und erwarb so den Dank vieler. Eine arme Frau aus dem Volke, die durch seine Pflege genesen war, nannte ihn von der Zeit an nur noch „ihren zweiten lieben Herrgott“ [1]).

An dem Tage, wo es ihm vergönnt gewesen, eine That der Barmherzigkeit zu üben, war er glücklich. Kurz vor seinem Tode erschien er eines Morgens beim Frühstück besonders zufrieden. Nach der Ursache seiner Freude gefragt, erzählte er, eine alte Bettlerin, der er ein Almosen gereicht, sei ihm auf öffentlichem Platz um den Hals gesprungen und habe ihn ans Herz gedrückt. Als nun jemand scherzend bemerkte, der Dichter der Jugend und Schönheit werde wohl von solchem Ausdruck eines dankbaren Gemüts nur mittelmäßig erbaut gewesen sein, erwiderte er mit dem größten Ernste: „Im Gegenteil, nie bin ich so froh gewesen“. Dann sprach er von dem Glücke des Wohlthuns und mahnte seinen Sohn an den Spruch: „Die Dankes- und Segenssprüche der Armen bauen Häuser auf“ [2]).

---

1) Essai Biographique sur Théodore Aubanel, Avignon 1890; S. 13.

2) Ebenda S. 14.

Frömmigkeit und Nächstenliebe aber waren in Aubanels Augen nichts anders als zwei verschiedene Bethätigungsweisen der Liebe zur Schönheit, der er sein Lebenlang huldigte! Die Schönheit galt ihm als vollendete Harmonie, in der sich alle anderen Vorzüge des Daseins verschmelzen. Wahr, gut und schön schienen ihm wirklich gleichbedeutende Begriffe. So sieht Professor Leopold Bernard aus Montpellier im Dichter der „Töchter Avignons" mit Recht eine Verkörperung des Ehrenmannes athenischer Philosophie[1]).

Das Häßliche, das physische sowohl wie das moralische, war ihm aus tiefster Seele verhaßt; darum fürchtete er den Tod, darum verabscheute er das Laster.

Die Schönheit bot ihm „ein Heilmittel für alle irdischen Übel".

„Wehe dem Mann mit dem ehernen Herzen," so schreibt er dem Freunde „der vor der Schönheit nicht das Knie beugt und ihr nicht mit allen Kräften seiner Seele lobsingt"!

Am begeistersten leiht er dieser Liebe Ausdruck in dem Hohelied der Schönheit, der Venus von Arles, wo er beim Anblick des Götterbildes bewundernd ausruft:

„Ach, was würde aus dem Leben,
Wenn die Schönheit wir verbannen!
Strahle uns, was schön auf Erden,
Und was häßlich, fleuch von dannen"!

Als herrlichste Offenbarung der Schönheit preist Aubanel die Schönheit des Weibes; das Weib ist in seinen Augen das Meisterwerk der Schöpfung. Der Anblick einer anmutigen Frauengestalt entzückt ihn; von der Macht ihrer

---

1) Leopold Bernard, Théodore Aubanel, Conférence du mercredi, 18 mars 1891. Die sehr selten gewordene Broschüre würdigt besonders die dramatische Begabung Aubanels.

Huld bezwungen, folgt er ihren Spuren und trinkt den Reiz, der ihr entstrahlt mit durstigen Augen „voll Verlangen und Ehrfurcht", daß sich ihr Bild seiner Erinnerung unvergeßlich einpräge.

Die Liebe, die ihm den Besitz der Schönheit gewährleistet, ist denn auch die kostbarste Frucht am Lebensbaum.

„Die Schönheit", so rief er in zündender Rede bei Gelegenheit der Petrarkafeier vor einer zahlreichen Versammlung aus, „die Schönheit ist alles! ..... Wehe dem, dessen Herz noch nie beim Anblick einer Blonden gebebt, dessen Seele noch nie an den blitzenden Augen einer Braunen Feuer gefangen hat, während tausend edle und erhabne Gedanken in seinem Haupte gährten und das Fieber sein Blut verzehrte"!

Seinem Freunde Mistral, diesem andern Apostel der Schönheit, sang er am Tage seiner Vermählung zu:

„Der Ruhm ist eitel, die Liebe allein entrinnt dem Untergang, wenn alles zusammenbricht! — Geliebt werden ist besser als berühmt sein. Die Liebe ist ein Lorbeer, der nicht seines gleichen hat!"

Und in einem andern Liede heißt es:

„Ach, ohne Liebe wär das Leben
Nur eine grausam lange Nacht!
O selig, wem als Stern durchs Leben
Ein Auge lacht"!

Aubanel konnte sich auch nicht zu der Ansicht jener ängstlichen Gemüter bequemen, die in der Liebe den Hauptfeind des Menschengeschlechts erblicken. Ihm war die Liebe eine veredelnde Kraft, ein Kind des Himmels ähnlich wie der Glaube.

„Man muß lieben, mahnt er; die Liebe ist das Leben und die Zukunft. Nichts Großes geschieht ohne die Liebe".

Lieben und Liebe gewähren und im Rausche der Liebe Schöpferthat setzen, erscheint ihm als der Gipfel menschlicher Daseinsbethätigung; darum singt er manch liebendem Freundespaar ein glühendes Brautlied und schließt eins davon mit der Flammenstrophe:

„O bräutliches Glück! Unendliches Liebesverlangen!
In Küssen trinkt ihr des Lebens Lust,
Ihr haltet die Welt in zwei frischen Armen umfangen
Und tragt ein Kind in schauernder Brust"!

Die Liebe aber wollte unser Dichter stets geheiligt durch die Ehe, das heißt, durch eine unverbrüchliche, ausschließliche Treue.

„Welch stolze, süße, unendliche Freude, schreibt er, ein Weib zu lieben, das einen wieder liebt! Und welch unaussprechlichen Reiz umschließt solch zärtliche, gegenseitige Zuneigung aller Tage und Stunden! Die Liebe einer geliebten und liebenswerten Frau dauert ewig und berauscht das Herz, das sich wie ein übervoller Becher ergießt".

Ein Schimpf und eine Sünde dünkte es ihn, das einmal gegebene Gelöbnis steter Treue zu brechen. Er selbst hat, wie sehr auch manchmal der Anschein gegen ihn ist, das glänzende Beispiel einer solchen gegeben. Trotz der Leidenschaftlichkeit seiner Natur, trotz all der Glut, womit er die Liebe besungen, blieb er, seine Freunde sind einstimmig, es anzuerkennen, in seinem Privatleben als Mann und Gatte unanfechtbar. Ludovic Legré z. B. schreibt über diesen Punkt [1]) — und der liebenswürdige Philosoph hat mir im Privatgespräch diese Aussage Wort für Wort bestätigt:

„Angezogen durch sein stetes Streben nach der idealen Schönheit und durch den ungelöschten Liebesdurst, den sein

1) A. a. O. S. 235 ff.

Dichternaturell stets von neuem in ihm entzündete, andrerseits im Zaume gehalten durch die strenge Erziehung, durch die unbeugsamen Grundsätze, die man ihm schon in der Wiege eingepflanzt hatte, durch die Festigkeit seiner religiösen Überzeugungen sowie durch die tiefe Liebe zu seiner jungen Frau, blieben ihm heiße Kämpfe zu führen gegen die Versuchungen, denen an gewissen Tagen unentrinnbar jeder ausgesetzt ist, der in diese Welt kommt.

„Er ging siegreich aus diesen Kämpfen hervor — das können alle bezeugen, die ihn in jener Zeit gekannt haben — aber unter welchen Anstrengungen und Qualen! Er selber legte dem Freunde darüber folgendes Bekenntnis ab:

„Ach, wie traurig ist doch das Leben! Warum ist das Herz so groß, daß sein Durst nach Liebe ein Tantalusdurst sein muß! Warum ist das Fleisch so sinnlos, daß man zu gewissen Stunden die ganze Welt umarmen möchte! Und warum, warum ist man so, wenn man seine sanfte und süße Frau liebt und zurückgezogen lebt wie ein Karthäuser! Es ist ein Geheimnis, siehst du, ein im Grunde furchtbares Geheimnis".

„Und an einem früheren Tage hatte er mir einmal, wie im Spaße und lächelnden Mundes, bemerkt: „Ich fühle mich aller Laster fähig und übe alle Tugenden". —

Erfüllt von dieser edlen Auffassung der Liebe und ihrer Pflichten, konnte Aubanel nur mit Trauer jener Unglücklichen gedenken, die das heiligste Gefühl der Menschheit entweihen; Ingrimm aber packte ihn beim Gedächtnis der Elenden, die die Not der Armen zur Befriedigung ihrer Lüste benutzen wollen. Ich verweise, zum Belege hierzu, auf „Puella" in der „Miougrano" und auf das unheimlich-schöne Gedicht: „Sonnenuntergang" in den „Fiho". Da findet sich u. a. die energische Strophe:

„Die Wölfe verlassen ihre Schlupfwinkel — Wehe den Lämmern! — Die alten Betteln führen dem Wüstling die Jungfrau zu! — O schöner, frischer, unentweihter Reiz! Treibt der Mann mit ihnen sein Spiel, so weinen die Engel im Paradies."

Derselbe Abscheu tönt auch verschiedentlich aus den glühendsten seiner Schilderungen; selbst hier verrät sich in ihm der stramme Katholik, der die Sittengesetze seiner Kirche als berechtigt anerkennt und verteidigt.

Mit ähnlicher Wärme wie die Liebe pries er die Freundschaft. Viele seiner Gedichte besingen die Seligkeit des Gefühls, das sich gleichgesinnter, weichgestimmter Herzen bemächtigt, „quand dins lis iue rison lis amo", „wenn in dem Aug' die Seele lacht". Auch in zahlreichen Briefen leiht er dieser Sehnsucht nach Freundschaft Ausdruck, wie einige Stellen aus Legré beweisen sollen.

18. September 1856.

„Nicht wahr, die Freundschaft ist doch sehr schön und rührend ..... Ich darf wohl behaupten, denn es ist wahr, daß ich die von Herzen liebe, die ich liebe; in der Freundschaft, in der Liebe habe ich noch nie halb geliebt, habe ich noch immer geliebt ohne jedes Maß".

28. Mai 1858.

„..... Die Freundschaft trügt nicht, sie ist auch nach der Liebe noch süß. Gott hat sie in seiner Güte den Menschen als Trost und Hoffnung geschenkt .... Das Leben ist, trotz seiner Kämpfe und Stürme, doch nicht so schlecht, wenn man einen Freund zum Reisebegleiter hat."

6. Mai 1859. [1])

„Mein lieber und teurer L., warum sind deine Besuche so kurz? Wenn du wüßtest, welchen Reiz sie für mich haben und wie sie mich so glücklich machen! Du hast mein Leben gesehen, ein wahres Einsiedlerleben, zurückgezogen und einförmig, denn kein wahrer Geistes= und Herzensfreund steht mir zur Seite. Darum lebe ich von neuem auf, wenn du kommst. O komm oft, ich bitte dich, L...., komm jedesmal, wenn du wenigstens zwei Tage für dich hast. Also auf Wiedersehen und besten Dank für deine Liebe, die mir so teuer ist; auch weißt du, ob ich dich liebe! Ach, wie süß und schön ist doch die Freundschaft! Und ich kenne, in dieser Welt, keine reinere Freude nach der Gott zu lieben".

19. Juni 1884.

„Mein Herz ist dasselbe geblieben und wird es stets bleiben. Ach, es ist schon genug, daß die Liebe vergeht, bricht, zerfließt wie alles, was schön und vergänglich ist, wie die Schmetterlinge und die Rosen; flüchten wir daher zu einer unverbrüchlichen Freundschaft, die durch nichts, weder durch Zeit noch durch Trennung, verändert werden kann."

Einen der größten Schmerzen seines Lebens bereitete unserm Dichter der Bruch mit seinem alten Freunde Roumanille. Noch ist es unmöglich, die Entwicklung dieses peinlichen Zwischenfalls bis ins Einzelne hinein klar darzulegen. Meines Erachtens könnte bloß Einer das Rätsel endgiltig lösen — Mistral. Er ist beiden Männern lebenslänglich ein Freund und Vertrauter gewesen, hat sich, dank seiner vornehmen Natur und unabhängigen Lebensweise, hoch über Zank und Hader gehalten und der Wahrheitsliebe,

1) Bis heute unveröffentlicht.

der Biederkeit beider ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Aber der Weise von Maiano hüllt sich noch in geheimnisvolles Schweigen, und so kommt man über bloße Vermutungen nicht hinaus.

Seinem Freunde, dem Dichter Roumieux aus Montpellier, meldete Aubanel den Bruch mit Roumanille in tiefbewegtem Ton und schloß mit folgenden Worten, worin sich so recht die hehre Auffassung kundgiebt, die er von jeder wahren Freundschaft hatte.

„Die Freundschaft, schreibt er, soll meines Erachtens so makellos sein, daß der mindeste Verdacht, der geringste Hauch sie trüben kann. Die Freundschaft ist eine Jungfräulichkeit; einmal befleckt oder verdorben, kann sie nie mehr geheilt, nie mehr ins Leben zurückgerufen werden".

Mit seiner Liebe zur Schönheit verband Theodor Aubanel eine heiße Anhänglichkeit an die Heimat.

Die Liebe zur Provence hatte ihn zum Feliber gemacht; ihre große Vergangenheit fesselte seine Bewunderung, er trat mit ganzer Kraft für ihre Erhebung in der Gegenwart ein und hoffte für sie eine glänzende Zukunft. Viele Gedichte der „Töchter Avignons", allen voraus die „Venus d'Arle", besingen die Heimat. Niemand hat mit Mistral schöner über die Aufgabe des Felibertums gesprochen als Aubanel; ja, in den Augenblicken, wo er sich ganz dem Feuer seiner Liebe überläßt, übertrifft er jenen, wo möglich, an Glanz der Bilder und Schwung des Wortes.

Daß er aber nicht bloß als Provenzale sondern auch als Franzose fühlte, beweisen seine Briefe aus den Jahren 1870—1871, beweist das vierzehn Jahre später gedichtete „Rachelied" an seinen Sohn, beweist besonders der Haß, den er von da an gegen alles Deutschtum im Herzen trug.

Am 24. Dezember 1881 ward Theodor Aubanel zum ersten Mal vom Schlag gerührt. Infolge einer ererbten Körperbeschaffenheit war er derartigen Anfällen von vornherein ausgesetzt; tiefe seelische Verstimmungen beschleunigten aber zweifellos den Hereinbruch des Unglücks. Dank einer sorgfältigen Pflege erholte er sich und lebte wieder auf. Doch der frühere Frohsinn war dahin, sein Gemüt verdüsterte. Durch stete Bewegung und häufige Märsche suchte er einer Wiederkehr des Übels vorzubeugen. Vergebens. Als habe er eine Ahnung der drohenden Stunde beschied er am 27. Oktober 1886 noch einmal die einheimischen Freunde zu einem fröhlichen Mahl nach der Barthelassoinsel. Er trug an dem Abend einige seiner schönsten Lieder vor, indes der Herbstwind die breiten Platanenblätter entführte und durch das Röhricht strich, der geliebte Strom mit rauschender Wucht zu Thale floß, der Mont Ventour aus dämmernder Ferne herübergrüßte, jenseits der Rhone, eine dantische Vision, die graue Papstburg wie ein Steingebirge in den Himmel stieg und die Türme und Häuser des „gotischen Avignon" spitzenförmig zu den Sternen strebten.

Er feierte an diesem Abend seinen Abschied vom Leben. Sein Lied erschwang sich wie ein letzter dankbarer Gruß, vom Rande des Grabes hinausgesungen an all die Wunder der Erde, die sein schönheitsdurstiges Auge entzückt, seine schönheitsdurstige Seele berauscht hatten.

Zwei Tage nachher, am 29. Oktober, warf ihn ein neuer Schlaganfall nieder. Nun wußte er, daß seine Stunde gekommen war. Anfangs schauderte ihm vor der letzten Auflösung, die ihm stets so häßlich erschienen, vor dem großen Menschenwürger, dessen raubtierähnlichen Angriff er in mehr als einem Gedichte packend zur Anschauung gebracht hatte. Doch der Christ ergab sich bald in den höheren

Willen. Mit fester Stimme verlangte er seinen Beichtvater, empfing mit gewohnter Inbrunst die hl. Sterbesakramente und verschied, umgeben von den Seinen und in den Armen Roumieux', der von Montpellier herbeigeeilt war, um den Freund noch einmal zu sehen. Es war am 31. Oktober 1886[1]).

Drei Tage später führte man ihn unter zahlreichem Geleite hinaus zur letzten Ruhestätte. Frederi Mistral sprach dem Freunde den Scheidegruß, und nie hat der große Dichter begeisterter und rührender geredet[2]).

„Heute, so sprach er u. a., heute magst du Trauer anlegen, o Provence, denn gestorben ist er, der über deine Sprache, über die Sprache deines Volks einen unvergleichlichen Glanz ausgebreitet hat ...

Heute magst du trauern, o Poesie, o reine, erhabne Poesie, denn gestorben ist er, der deine Stirne mit dem frischsten und echtesten Kranze gekrönt hat, den dir jemals ein Dichter des Südens, ja ich möchte sagen Frankreichs, winden wollte.

Heute magst du trauern, o Avignon, denn gestorben ist er, der, in diesen Mauern geboren, geboren um dich zu verstehen, und geschaffen, um dich zu besingen, dich mit ebensoviel Glanz verklärt hat als die würdigsten und berühmtesten Männer deiner Geschichte.

---

1) Sämtliche Geschwister waren ihm im Tode voraufgegangen. Sein ältester Bruder Josef starb im Januar 1879; ihm folgte im Januar 1880 der zweite Bruder Karl und im Sommer 1884 die Schwester, Frau Eugenie Bayson-Aubanel. Schon im Februar 1870 hatte er den Tod des geliebten Oheims zu beweinen gehabt; das Andenken an den würdigen Kanonikus hat er verewigt in der ergreifenden Elegie der „Töchter Avignons“: „Die Totenmesse“.

2) Nikolaus Welter, a. a. O. S. 287.

Dein alter Petrarka, der sich doch an deiner Vaukluse-Quelle und an dem Glanze deiner Laura begeistern durfte, hat dich zeitlebens verflucht.

Aubanel aber, Aubanel, wie ein Liebender entzückt von seiner Geliebten, brachte sein Leben damit zu, dich zu feiern, dich in seinen herrlichen Liedern zu erheben, mit all der Freude, die deiner Sonne und den Augen deiner Mädchen entstrahlt.

Ihr Bürger Avignons, streut, streut Blumen über diesen Grabhügel! Denn drinnen ruht euer großer Nationaldichter, der in seine feurigen Verse alles eingeschlossen, was das Blut eures Volkes Stolzes, was euer Land Schönes, was eure Künstlerseelen Edles in sich tragen.

Armer Aubanel! Sein Werk, das er in dem einen Vers zusammengefaßt hat:

„Strahle uns, was schön auf Erden,
Und was häßlich, fleuch von dannen!"

sein jugendlich strahlendes Werk läßt doch manchmal die Ahnung eines frühzeitigen Todes durchblicken.

Hört ihn, wie er in seinen glühendsten Strophen klagt:

„Schwarz im Süden steigt das Wetter!
Welch ein Strömen,
Donnern! Wie die Rhone wächst!
Eiligst kommt der Tod geschritten;
Seine Sense
Mäht gewaltig jung und alt!

Hört ihn, wenn er durch die blühenden Felder schreitet:

„Der Toten Seele suchend in dem Blumenduft"!

Hört ihn in dem wundervollen Sonett: Die Sirene:

„Mit vollen Segeln kommt geflogen
Ein Schiff — heimstrebts mit raschem Kiel."

Da erscheint in sonniger Weite die Sirene:
„Wer, (ruft sie), will mein Page sein? — Sofort
Ertönt des Oberbootsmanns Wort:
„Hoiho! Stopp! Mann über Bord"!

. . . .

Und es scheint, als habe der höhnische Tod, um diesen Sänger des Lebens zu treffen, absichtlich den Gedächtnistag der Toten gewählt.

Armer Aubanel, lebe wohl! Im Namen des Feliberbundes, den wir zusammen gegründet haben, im Namen der Provence, die du mit deinem Ruhm erhellt hast, im Namen so vieler Freunde, die dich geleiten und beweinen, lebe wohl und auf Wiedersehen!

Gottes Bekenner dein ganzes Leben hindurch, umarmst du heute im Schoße Gottes die vollkommene Schönheit, die du im Traume geschaut und in deiner feurigen Dichtung uns entschleiert hast.

Adiéu en Sant-Estello! ......"

Die Blätter aller Richtungen stimmten in dieses Lob des Verstorbenen ein. Am 13. Februar 1887 machte Frederi Mistral, bei seiner Aufnahme in die Akademie von Marseille, das Lob des Freundes zum Gegenstand seiner Antrittsrede; einige Monate später, am 3. Juni, wurde unter seinem Vorsitz und in Gegenwart des jungen Jean-de-la-Croix Aubanel, die von den Pariser Felibern gestiftete Büste des Dichters in Sceaux feierlichst enthüllt. Die Stadt Avignon benannte die Straße Saint-Marc, wo Aubanels Geburtshaus gestanden, nach ihm und ließ ihm auf dem Saint-Didier-Platz ein Denkmal errichten.

Das schönste Denkmal aber hat sich Theodor Aubanel selbst in seinen Werken gesetzt.

II. „Der halbgeöffnete Granatapfel“.

Nichts ließ in den ersten Erzeugnissen der Aubanelschen Muse[1]) auf den Sänger der Schönheit schließen, als der er vor allem bekannt ist. Der zwanzigjährige Poet suchte für die Wahl seiner Stoffe vorzüglich das Absonderliche, das Gebiet des Elends und der Grausamkeit auf und wollte durch düstre Einbildungskraft, durch grelle, farbensatte Schilderung erschüttern und entsetzen. Daneben schöpfte er auch aus dem alltäglichen Beschäftigungskreise des provenzalischen Landmanns und entwarf herbrealistische Genrebilder, voll Anschaulichkeit und Leben, die aber nicht immer eine tiefere Teilnahme wachzurufen vermögen. Die Vorliebe zu diesen Stoffen, deren originelle Behandlung ihm gleich eine Sonderstellung in der jungen Dichterschule verschaffte,

---

1) Von Aubanels Werken sind veröffentlicht worden:

a) La Mióugrano entre-duberto, 1860; 1878.

b) Li Fiho d'Avignoun (1885); 1891.

c) Lou Rèire-Soulèu (1899) mit den nachgelassenen oder noch nicht gesammelten Gedichten. Da diese Anthologie vorzüglich Gelegenheitsgedichte bringt und Aubanels künstlerischer Persönlichkeit keinen neuen Zug anfügt, werde ich die in Frage kommenden Stücke daraus der Besprechung der beiden Hauptsammlungen einreihen.

d) Lou Pan dóu Pecat, ein fünfaktiges Drama. 1882. Neuauflagen von a und d sind für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt.

war das Ergebnis mannigfacher, schon oben berührter Einflüsse.

Von den Eltern her war Theodor Aubanel ein großer Lebensernst mit auf den Weg gegeben worden. Die Aubanels und Seyssauds hatten kein leichtes Blut in den Adern, und die Treue, womit sich in beiden Familien die Grundsätze der Vorfahren forterbten, ließen diesen Ernst in jedem neuen Geschlechte tiefere Wurzeln schlagen. Das Vaterhaus, mit den düstern Gängen und dämmernden Räumen, war nicht dazu angethan, die Phantasie des Knaben mit heitern Bildern zu füllen. Diese ernsten Eindrücke konnten auch durch die strenge Erziehung bei den „Grauen Brüdern“ in Aix kaum gemildert werden. Dazu kam bei dem heranwachsenden Jüngling die tiefe Religiosität, die er in seinem sittlichen Wandel nicht verleugnen wollte, und als Folge davon, die steten Kämpfe mit dem eignen Blut. Dieser Geistesrichtung entsprechend wählte er auch seine Lektüre. Dante ward Aubanels Lieblingsdichter. Seine Träume wurden heimgesucht von den Visionen der „Hölle“ und des „Fegfeuers“, und er entlehnte dem großen Florentiner die Kunst der naturwahren, packenden Schilderung, die auch den trivialen Ausdruck nicht verschmäht, wenn er der Anschaulichkeit förderlich ist. Zu diesen Einflüssen gesellte sich endlich die reine Menschenliebe der Jugend, ein großes Mitleid mit der arbeitenden, leidenden, unterdrückten Menschheit. Dem Jüngling kam der Wunsch, der Dichter der Armut zu werden und in seinen Strophen die Geknechteten zu rächen und zu erheben.

Damit hatte er das eigentliche Feld seiner reichen Begabung aber kaum betreten, und er lief Gefahr, in diesem angebornen Hang zu den Schattenseiten des Daseins, einer verhängnisvollen Sucht zu verfallen. Da nahte die

Liebe mit ihrer befreienden Kraft. Sie erschloß seiner Ahnung eine Welt beseligenden Glückes und wandte sein Herz der zitternden Hoffnung, der bangenden Sehnsucht zu. Zwar hielt die erste Liebe nicht, was sie versprach, und tränkte den Jüngling mit Bitterkeit; aber der Bann des Dunkels blieb gebrochen, und in den Klagen, die seinem leidgepreßten Herzen entquollen, spricht sich das Verlangen nach Trost und Frieden ergreifend aus. Hatte er zu Anfang seiner dichterischen Laufbahn eine Zeitlang mit der Sucht zum Außergewöhnlichen geprunkt, so liebäugelte er nun mit seinem Schmerz. Er gefiel sich in seinem Leid, fühlte sich dadurch erhaben über den Herdenmenschen und behauptete mit grausamer Befriedigung, nie im Leben wieder lieben zu können. Aber, wie gesagt, er kannte sich selbst nicht; seine bald darauf erfolgte Heirat belehrte ihn eines Besseren. An seinem Hochzeitstage ward die Befreiung seines dichterischen Genius vollständig. Nun wird er der wahre Aubanel, der Dichter der „Fiho" und des „Pan dóu Pecat".

In diesen Jahren der Liebestrauer suchte er seine sentimentale Stimmung durch eine entsprechende Lektüre zu nähren. Musset besonders zog ihn an und blieb zeitlebens sein Lieblingsdichter. Aber auch der „Werther" übte seinen Zauber an ihm aus. Besonders hielt ihn die geniale Naturschwärmerei des jungen Goethe in Bann, deren tiefer Einfluß sogar aus manchen Gedichten der „Töchter Avignons" herauszuspüren ist.

Noch im Jahre 1868 äußerte sich Aubanel in einem Briefe an eine Freundin über dieses wunderbare Kunstwerk in folgenden, für seine christliche Anschauungs- und Gefühlsart recht bezeichnenden Worten:

„Der Werther ist eines der menschlichsten und aufrichtigsten Bücher, die ich kenne. Es ist zu bedauern, daß

die Schlußkatastrophe so wenig christlich ist. Ich hätte, statt des Pistolenschusses am Ende, lieber gesehen, wenn Werther in ein Kloster getreten wäre oder sich zu einer Reise aufgemacht hätte, von wo ihm keine Rückkehr gegönnt gewesen. Aber, wie Musset so schön sagt:

Quand on est pauvre et fier, quand on est jeune et triste,
On n'est plus assez fou pour se faire trappiste.

So veranschaulicht Aubanels künstlerischer Entwicklungsgang ein langsames, aber stetes und sicheres Aufsteigen zum Lichte, wie es in großartigem Maßstab durch Dantes Weltdichtung versinnbildet wird. Aus der flammendurchwogten, grauserfüllten Gehenna des Erdenelends schreitet er durch das läuternde Fegefeuer hoffnungsloser Liebe aufwärts zu dem Empyreum der heitern Lebensfreude, wo es ihm gegönnt wird, die Schönheit festen Blickes zu bewundern und in klingenden Gebilden zu verkörpern.

Vielfach gilt Aubanel auch heute noch nur als Dichter der „Mióugrano“, als der klagende Sänger des „Buches der Liebe“. Dies „Buch der Liebe“ betrachte ich lediglich als Übergangspoesie. Es ist trotz der Treue, womit der Dichter seine Herzensschicksale in Verse kleidet, stellenweise manieriert und steht in der Beziehung unter dem zweiten Teile der Sammlung. Dieser zweite Teil aber enthält vorzüglich Aubanels erste Gedichte. Die Anordnung der „Mióugrano“ ist demnach gekünstelt; sie ward nach sorgfältiger Erwägung entworfen und auf die Wirkung berechnet.

Mistral hat zu dieser Einteilung besonders mitgeholfen und durch seine poetische Vorrede nicht wenig dazu beigetragen, die Würdigung von Aubanels Künstlergang irre zu leiten.

In der endgiltigen Gestalt umfaßt „der halbgeöffnete Granatapfel“, in teilweiser Anlehnung an Petrarkas Canzonieri, folgende drei Bücher:

I. Lou libre de l'Amour, das Buch der Liebe;
II. L'Entrelusido, die Lichtblicke;
III. Lou libre de la Mort, das Buch des Todes.

Die meisten der in den zwei letzten Abschnitten enthaltenen Gedichte waren schon vorher veröffentlicht und viel besprochen worden; die Lieder des „Buches der Liebe“ hingegen hatte Aubanal sorgfältig geheim gehalten. Er scheute sich, seine Herzensgeheimnisse auszuplaudern, und nur der Zuspruch des Freundes konnte ihn zur Herausgabe bestimmen.

Unterdessen war 1859 Mistrals „Mirèio“ erschienen und hatte eine begeisterte Aufnahme gefunden. Die Blicke des literarischen Frankreichs waren auf die Provence gerichtet, wo ein neuer Frühling der Poesie emporzublühen schien. Diese günstige Stimmung wollten die jungen Feliber benutzen und darthun, wie sie neben Mistral noch andere tüchtige Dichter in ihrer Mitte bargen. Sie drangen also in Aubanel, denn alle waren überzeugt, daß auch sein Werk dem Bunde zum Ruhm gereichen werde. Durch diese Aufforderung ermutigt und angespornt durch den Erfolg der „Mirèio“, entschloß sich Aubanel endlich zur Herausgabe seiner gesammelten Gedichte.

Noch aber blieben große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Aubanel war von Natur aus schüchtern, in seinem Dichten aber von der äußersten Ängstlichkeit. Diese Ängstlichkeit beruhte, neben der Scheu vor einem bestimmten Leserkreise Avignons, besonders auf seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit. Ein rasches Arbeiten ist nie seine Sache gewesen. Der Gedichte, die er bei Lebzeiten veröffentlicht hat, sind verhältnismäßig wenige. Manches Lied trug er

Jahre lang mit sich herum, bevor ihm die günstige Stimmung den richtigen Ausdruck seiner Gefühle vermittelte. Alle seine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte im echt göthischen Sinne. Waren die Strophen einmal niedergeschrieben, so ging es ans Ausbessern, und die verblüffende Formvollendung beweist, wie fleißig die Feile gehandhabt ward.

Einige Briefe Aubanels und Roumanilles an den ihnen befreundeten Genfer Privatgelehrten Victor Duret gewähren anschauliche Einblicke in diese Unschlüssigkeit unsers Poeten und zeigen, wie nach zahlreichen Verhandlungen über Titel und Einteilung des Buches, die Drucklegung der „Mióugrano“ doch endlich der Vollendung entgegenging.

Am 17. Mai 1859 schreibt Roumanille[1]):

„Aubanel legt die letzte Hand an seine „Amaresso“ (Lieder des Grams), eine Sammlung vertraulicher Gedichte, die in ihrem Zusammenhang eine Art Liebesdichtung ergeben voll Feuer und psychologischem Realismus, voll wahrem Gefühl und unaussprechlichem Zauber.“

Demnach sollte das Buch an erster Stelle „Amaresso“ heißen, unter welchem Titel („Amertumes“) es auch von St. René Taillandier erwähnt wird.[2])

Am 20. November desselben Jahres ergeht sich Roumanille in nachstehenden Ausdrücken über des Freundes angebliche Unschlüssigkeit, nicht ohne eine Beimischung von herbem Spott:

„Theodor ist ganz mit seiner „Granate“ beschäftigt. Glücklicherweise ißt er noch; er schläft aber nicht mehr. Er übersetzt, feilt, verknüpft, fügt ein, streicht aus: eine wahre

---

1) Eugène Ritter: Le Centenaire de Diez, suivi de lettres adressées à Victor Duret par Roumanille. Genève 1894.

2) St. René Taillandier: La Renaissance de la poésie provençale. Paris 1881.

Römerarbeit. Er ist in voller Aufregung. Er erweitert seinen Rahmen. Erst wollte er nur einen Romancero der Liebe und des Leids herausgeben, nun möchte er alles herausgeben und das Buch folgendermaßen einteilen: lou libre dóu soulèu, lou libre de l'amour, lou libre de la mort. Es ist beschlossene Sache. Es ist unwiderruflich abgemacht. Doch nein, schon ist es nicht mehr abgemacht, er will bloß die „Liebe" veröffentlichen. Nein, er unterdrückt das Buch der Sonne und veröffentlicht die Liebe und den Tod. Es ist mehr als je unwiderruflich festgesetzt. Aber nochmals nein, nun will er das Ganze herausgeben. Nur, anstatt das erste Buch: lou libre dóu soulèu, der Sonne, zu betiteln, soll es jetzt lou libre de la vido heißen. Das Buch ist nicht bedeutend, nicht leuchtend genug, um das Buch der Sonne zu heißen! Es ist also abgemacht, Buch des Lebens soll es genannt werden; so ist's bescheidener und besser. Vorgestern befand sich das Buch der Sonne, will sagen des Lebens, noch hundert Fuß tief unter dem Erdboden. Heute ist gar keine Rede mehr davon, grade als ob es nie bestanden hätte. In dieser Stunde bleiben nur noch bestehen die Liebe und der Tod. Morgen steigt ein neuer Entschluß auf, übermorgen wieder ein andrer. Er giebt es heraus, er giebt es nicht heraus. Er will alles herausgeben, er will nichts herausgeben. Doch, er giebt alles heraus. Bei diesem Entschluß ist unser teurer und liebenswürdiger Petrarka stehen geblieben. Wenn Laura das alles wüßte, sie lachte sicher ein wenig unter ihrem weißen Häubchen. Ich aber lache nicht mehr darüber, ich studiere und werde ihm Beifall zollen, was auch geschehen mag, denn das Buch, das daraus entsteht, wird jedenfalls ungemein merkwürdig und originell sein."

Zwei Tage später (22. November) schreibt Aubanel selbst u. a.:

„... Ich danke dir, daß du dich schon mit einer Besprechung der „Mióugrano" beschäftigst; ich sende dir Mistrals Vorrede, die wahrhaft herrlich ist. Zugleich schicke ich dir fünf Stücke, die verschiednerorts in meine Sammlung eingeschaltet werden ..... Ich füge diese Stücke bei, um meine Sammlung zu vervollständigen und um die Vorrede Mistrals zu rechtfertigen; er stempelt mich nämlich zu einem Verliebten, der umherirrt, seinen Schmerz abzuschütteln, seinen Kummer zu zerstreuen".

Der letzte Satz dieses Briefes ist bemerkenswert. Demnach wollte Aubanel ursprünglich nicht mit allen seinen Liebesliedern hervortreten. Auch scheint Mistral, dichterischer Ausschmückung zuliebe, den Liebesgram des Freundes, nach Aubanels eigner Ansicht, etwas stark betont zu haben.

Am 24. November endlich sind Titel und Einteilung des Buches festgesetzt. Da schreibt Aubanel:

„Ich beschäftige mich immer sehr mit meiner Sammlung und glaube sie für Mitte Dezember dem Druck übergeben zu können. Auf Mistrals und Rebouls Rat hin ist beschlossen worden, daß der „halbgeöffnete Granatapfel" drei Teile umfassen soll: 1° lou libre de l'Amour, 2° l'Entrelusido, 3° lou libre de la Mort. Und du sollst gleich sehen, wie logisch und gelungen diese Einteilung ist.

„Das Buch der Liebe eröffnet den Reigen, denn Liebe ist Jugend, und zudem sind es die ersten Seiten eines Buches, die den Leser packen. Das Buch des Todes muß den Reigen abschließen, was ja ganz einfach ist; aber zwischen Liebe und Tod, zwischen diesen zwei äußersten Polen, diesen zwei Verirrungen, diesen zwei Wolken liegt eine „entrelusido", ein zeitweiliger Lichtblick, das Leben mit seiner

Wirklichkeit, seinen Mühen und Freuden. „L'Entrelusido“ ist also ganz darnach angethan, den Leser auszuruhen, daß er nicht allzuschnell von den Bildern der Liebe zu denen des Todes übergehe. Das ist der jedem Drama notwendige Zwischenakt“.

Noch aber findet Aubanel an dem Buche zu ändern. Am 16. Dezember endlich geht das Manuskript zum Drucke nach Paris ab. Am 17. Dezember meldet er dem Freunde das freudige Ereignis. An demselben Tage schreibt diesem auch Roumanille, und wieder in dem verdächtig spöttelnden Ton, aus dem stellenweise ein geheimer Ärger herauszuhören ist.

„Gestern, so sagt er, hat Theodor sein Herz per Eilpost nach Paris gesandt, ich meine das Manuskript seiner „Granate“, sorgfältig durchgesehen, geleckt, geputzt, frisiert, pomadisiert, gebeücht, gewaschen und gebügelt. Der Pariser Drucker wird es setzen und dann ...... geht es dem Ruhme zu. Und dann lebe Petrarka No. 2! Arme Laura! Arme liebe Laura! Auf so etwas bist du sicher nicht gefaßt. Du pflegst deine Kranken oder hälst mit den kleinen Türkinnen Konstantinopels Schule ab. Du weißt sicher nicht einmal, daß du ein Herz in Brand gesetzt hast, das Feuer und Flammen sprüht .... Du weißt sicher nicht, daß Vorwitzige sich fragen werden: Aber wer ist denn diese Laura? — Wie viel besser ist es, nicht wahr, von jedermann vergessen und verkannt zu sein außer von Gott, der dich erleuchtet, und von den Engeln, die liebevoll auf dich herabblicken.

Eines Tages, mein lieber Viktor, will ich diesen Gedanken zu Ende führen .....“

Der Druck der Mióugrano ging nun wacker von statten. Am 27. April 1860 schreibt Roumanille:

„Die „Granate“ wird sich gegen Mitte Mai erschließen, so recht in der Jahreszeit der Blumen, der Nachtigallen und der Liebe. Tantae molis erat! Wir putzen diese teure Sammlung sorgfältig heraus. Mistral sieht die Probebogen durch, ich nach ihm und Theodor nach uns noch einmal. (Et Théodore après nous, les rerevoit!) Das wird geleckt werden!“ —

Die Vorliebe, die Aubanel seit seiner ersten Begegnung mit Zani für die Granatfarbe hegte, erklärt den Titel seines Buches, dessen erster Teil dem Gedächtnis der Geliebten geweiht ist. Mistral seinerseits rechtfertigt den Titel in seiner „Einführung“ auf einzigschöne Weise wie folgt:

„Der Granatbaum ist seiner Natur nach wilder als die übrigen Bäume. Er wächst mit Vorliebe an steinichten, sonnenbeschienenen Orten, ferne von den Menschen, nahe bei Gott. Dort, einsam wie ein Einsiedler, erschließen sich heimlich im Sonnenbrande seine blutroten Blüten. Liebe und Sonne befeuchten die Blüten: in den roten Kelchen bilden sich tausend Korallkörner, tausend hübsche Schwesterchen, allzusammen unter derselben Decke gelagert.

Die geschwellte Granate hält ihre hübschen, roten Körner, ihre hübschen, schamhaften Töchterchen so lang wie möglich unter ihrer Rinde eingeschlossen. Aber die Vögel der Heide sprechen zum Granatbaum: „Was willst du mit deinen Körnchen anfangen? Bald kommt der Herbst, bald kommt der Winter und scheuchen uns über die Hügel, über das Meer. — Willst du denn, o wilder Granatbaum, daß wir die Provence verlassen, ohne deine hübschen Korallkörner gesehen, ohne die Näschen deiner hübschen, schamhaften Mägdelein geschaut zu haben?

Und der Granatbaum öffnet, um die Neugier der Vöglein der Heide zu befriedigen, langsam die Granate:

die tausend roten Körner leuchten in der Sonne, die tausend furchtsamen Mädchen mit ihren roten Wängelein legen den Kopf ans Fenster: und die losen Vögel kommen in Scharen und laben sich nach Herzenslust an den schmackhaften Korallkörnern, die losen Freier bedecken die hübschen schamhaften Mädchen mit Küssen.

Theodor Aubanel — und wer sein Buch gelesen, wird mir beistimmen — ist ein wilder Granatbaum. Die provenzalischen Leser, denen seine ersten Gedichte so sehr gefallen haben, fangen an mich zu fragen: „Was macht denn unser Aubanel, daß wir ihn nicht mehr singen hören"?

Aubanel sang im Verborgenen. Die Liebe, diese göttliche Biene, die so süßen Honig bereitet, wenn ihr Zeit und Ort behagen, und so brennende Stiche versetzt, wenn etwas sie ärgert, die Liebe hatte sein Herz mit grausam unerbittlichem Stachel getroffen. Die unglückliche Leidenschaft meines Freundes war hoffnungslos, seine Krankheit war unheilbar. Die Freundin seines Herzens, die Jungfrau, die er im Glanze der Jugend geschaut hatte, war ach! Nonne geworden.

Der arme Jüngling beweinte die Geliebte sieben Jahre lang und hat sich noch heute nicht getröstet .....

Das Übermaß seiner Liebe strömte von Zeit zu Zeit in einem Schwall von Poesie hervor. Er hatte sich zum Wahlspruch genommen:

Quau canto,
Soun mau encanto.

Und so oft das Leid ihm einen Stich versetzte, stieß der arme Knabe eine Klage aus.

Diese Klagen, diese Ausbrüche der Liebe, will Theodor Aubanel, durch die Bitten dazu bewogen, die wir, seine

Freunde, die Vöglein der Heide, an ihn gerichtet, unter dem Titel: „Buch der Liebe“ an die Öffentlichkeit geben.

Das „Buch der Liebe“ ist mithin, was sehr selten der Fall ist, durchaus ehrlich und wahr. Die Geschichte ist, wie schon bemerkt, recht einfach: ein junger Mann liebt und verzehrt sich, fern der Geliebten, vor Sehnsucht; er leidet, weint und klagt dem lieben Gott seinen Schmerz. Da ihm die Geschichte heilig war, hat der Verfasser nichts daran geändert: Alles wird darin erzählt, wie es geschehen, was um so besser ist; dem reinen jungfräulichen Gefühl, seinem sehnsüchtigen Verlangen, seinem Leid, seinen Thränen und Klagen entsprang, schlicht und einfach, ein Buch voll reiner Natur, jung, köstlich und lebensfrisch.“

Der von Mistral in diesen Worten kurz und vortrefflich zusammengefaßte Inhalt der Mióugrano soll nun im Anschluß an einige Proben näher beleuchtet werden.

I.

So krank ist mein Herz, krank bis in den Tod hinein;
So krank ist mein Herz und will geheilt nicht sein.

Dieser schlichte Zweizeiler kennzeichnet die Gemütsverfassung des Dichters. Sieben Jahre lang hat er sein Leid gehegt; es ist ihm teuer geworden, er hat die Wollust des Schmerzes durchgekostet und will sie auch jetzt nicht missen.

Ein zweites Gedicht erzählt in anheimelndem Ton die erste Begegnung Aubanels mit der Geliebten. Wie Petrarka seine Laura an einem Charfreitag in der Kirche zum ersten Mal geschaut hat, so trifft er sein Mädchen bei einem Kreuzbild unterm Weidenbaum in Gebet versunken. Er steht gerührt und lauscht den schlicht altgläubigen Bitten:

„O du schönes Bildnis,
Kreuzstamm, heilig, hehr,
Rings die Blumen der Wildnis
Blühn zu deiner Ehr.

Jesus mit liebendem Sinnen
Lauscht hier der Nachtigall,
Läßt sein Herzblut rinnen
Sacht wie des Brünnleins Fall.

Wahr uns, o Kreuz der Milde,
Vor des Fegfeuers Pein,
Leit uns ins Wonnegefilde
Deines Himmels hinein!"

Die Stücke IV, V, VI, sowie XIX plaudern von dem vertraulichen Umgang des Jünglings mit Zani bei ihren Besuchen auf Font-Ségugne und erläutern so in dichterischer Form den S. 6 gegebenen Brief an Eugen Garcin.

IV.

Du hast ein Wort für jeden,
Das ihm zu Herzen dringt;
Du kannst so traulich reden,
Dein Lachen so köstlich klingt!

Drum drängen wir abends zu dir hin,
Daß uns dein plaudernder Mund beglücke,
Daß uns dein lachender Mund entzücke,
Du holde, du süße Zauberin!

Das Leben ist hart und viele sind seiner von Herzen müd;
Drum leite dich Gott in Seinem Erbarmen,
Wo immer man weint, daß jedem süßer Trost erblüht;
Dir sind ja teuer all die Armen:
Die Greise, die traurigen Greise, gebeugt von Alter und Not,

Die Ausgestoßnen des Lebens, nach Freude weinend und Brot,
Die Waisen all, die mutterlos klagen,
Die Mütter, die ohne Kinder sind.
Ich weiß, von dir bedauert werden ist süß, mein Kind:
Du kannst so warm: Pecaire![1]) sagen!

Ich aber ruf': O Sonne, lösch' aus den Strahlenquell!
In ihrem feinen Mieder, in ihrem wollnen Kleide,
Rotleuchtend wie Granatgeschmeide,
Die Stirne glatt und glänzend, das Auge groß und hell,
In schwarzer Lockenfülle, mit leichtgebräunter Wange
Erscheint mir dann die Jungfrau, nach der ich heiß verlange;
Sie sagt mir: Guten Abend! — O Zani, komm nur schnell!

Komm schnell, es zieht mich zu dir hin,
Daß mich dein plaudernder Mund beglücke,
Daß mich dein lachender Mund entzücke,
Du holde, du süße Zauberin!

V.

Sie sang und schwang sich leicht im Tanze,
Ein glücklich Kind; mit einem Kranze
Hatt' ich ihr schönes Haupt geschmückt;
Die schwarzen Locken streuten Düfte
Und flogen lustig durch die Lüfte;
Mir aber war das Herz von Leid bedrückt.

Sie tanzte auf den Marmorplatten
Und alles sah, wie schön sie war;
Nichts war zu hören als der Vöglein Schar,
Die zwitschernd schlafen ging im Wipfelschatten.

---

1) Provenzalische Interjektion, die an Bedeutung und Vielfältigkeit im Ausdrucke dem deutschen „Ach"! entspricht.

Der Tag war müd und wollt' zur Rüste gehn;
Im Grund des Laubengangs voll dunkelm Schweigen
Sahn wir bei rauher Winde Wehn
Die Sonne rot zum Untergang sich neigen.

Auf einmal schwingt sich in die Nacht hinein
Aus Gras und Moos das Lied der Grille:
Der Mond geht auf und gießt den milden Schein
Herunter durch die nächtge Stille.

Und stets noch hielt das liebe Kind nicht Ruh',
Sang, hüpfte, sprang und tanzte immerzu,
Ließ sich durch Wink und Wort nicht halten;
Da plötzlich in des Festkleids weite Falten
Tritt sie in überholder Hast,
Sie strauchelt, schreit auf, streckt aus die Arme,
Doch als sie fallen will, die Arme!
Halt' ich sie schützend schon umfaßt.

An meiner Schulter lehnte, süß erschrocken,
Ihr bleiches Haupt im Kranze dunkler Locken:
Ich fragte leis: „Hast du dir wehgethan?"
Da sah sie mich bezaubernd innig an,
Ich fühlte ihre Brust an meiner beben,
Und ich, der ich für sie mein Blut gegeben,
Als glühend ich sie ganz umfangen, pries
Ich Gott, daß er das Mädchen fallen ließ,

VI.

Deine Hand, die warme, braune,
Reich mir sie, reich sie mir schnell.
Komm, komm mit! Die Sterne scheinen!
Komm, der Mond steht voll und hell!

Deine Hand, die braune, warme,
Leg sie, leg sie in meine Hand!
Setz dich nieder: wie ein Kindlein
Schmieg ich mich an dein Gewand.

Müde bin ich all des Elends,
Wie ein Hund zu Tod gehetzt!
Sprich mir Trost, ich leid' und weine!
— Nachtigall, du schweige jetzt!

Nun wird's Nacht, der Mond geht unter!
— „Deine Hand ist kalt wie Eis
Und doch zittert sie, du Lieber"!
— Zani, deine Hand ist heiß!

Meine Hand ist marmorkühle,
Wie der Tod fühlt sie sich kalt,
Denn mein Blut strömt all zum Herzen,
Wo es siedet, wo es wallt!

Im Gegensatz zu den ausführlichen Verzeichnungen des „Tagebuchs" bespricht das „Buch der Liebe" den frommen Entschluß und die Abreise Zanis nur in einigen knappen Versen. Der Abschluß der Stanze ist Dante entlehnt und sagt allerdings mehr als vielstrophige Klagen. Im Übrigen bietet das Stück wenig Bedeutendes.

VII.

„Wir sehn uns nie mehr"! — Wie? — „Ich ziehe fort".
Und wohin gehst du? — „Ich will Nonne werden".
Was kommt dir in den Sinn! Welch leidvoll Wort!
Du bist so jung! Hart wär' dein Loos auf Erden!

Dein Herz bräch' dir am düstern Leidensort;
Du würdest krank! — „Nun wohl, so sterb' ich", meint sie heiter. —
An jenem Tag, dem letzten, sprachen wir nicht weiter.

Durch solch unerwartete Mitteilung erschüttert, bittet der Dichter das Mädchen bei dem Gedächtnis ihres alten Vaters von dem verhängnisvollen Entschluß abzustehen.

VIII.[1])

So froh und stille
Warst du zu Haus!
Nun schaut dein Wille
Zum Kloster aus:
Du ziehst schon morgen,
Sobald es tagt!
Dein Sänger in Sorgen
Ach, klagt!

Hart kommt dein Scheiden
Den Vater an!
Tief ist sein Leiden,
Er stirbt noch dran!
Verwitwet klagen
Und freudenleer
In alten Tagen
Ist schwer!

Du unsrer Wonne
Maiblütenkranz,
Du unsre Sonne
Voll Glück und Glanz,
In Klostermauern
Fliehst du den Tag! —
Wir weinen und trauern
Dir nach.

Der Tochter, der einen,
Der Gattin beraubt,
Wohl mag da weinen
Ein graues Haupt!
O hab Erbarmen
Mit ihm, mit dir:
Zum Trost des Armen
Bleib hier!

---

1) Vgl. die Übertragungen von Dr. Ed. Böhmer: Die Provenzalische Poesie der Gegenwart, Halle 1870; S. 11. u. P. Kreiten, Felibre und Felibrige, in „Stimmen aus Maria Lach", 1875, Heft 5.

Umsonst! Zani reist fort. Sie tritt ins Kloster und wird als Lehrerin nach Bourg-Argental geschickt. Hierher übersendet ihr Aubanel den ersten Armana von 1855, zu dem er eine kleine, ihr gewidmete Erzählung beigesteuert hatte. Diese Aufmerksamkeit rührte die junge Nonne so, daß sie in Thränen ausbrach. Die Erzählung selbst (X) gehört zu unsers Dichters schwächsten Leistungen.

Einige Jahre nachher erhielt Zani, Schwester Julia, später Schwester Agnes nach ihrem Klosternamen, die Weisung, sich nach Galatz zu begeben. Man wird kaum fehlraten, wenn man annimmt, eine Kunde von der treuen Liebe, mit der Aubanel der Freundin gedachte, sei auf Umwegen zu den Ohren der Oberin gelangt und habe diese zu der Entfernung Jennys bestimmt. In Marseille sollte Schwester Agnes sich einschiffen; es ward ihr aber gestattet, einen Tag in Avignon zu verweilen. An dem Tage befand sich Aubanel mit seinem Freunde Legré in Maiano, wo ihnen Mistral die eben vollendete „Mirèio“ vorlas. Mithin war es ihm nicht gegönnt, die Geliebte ein letztes Mal zu sehen. Er schien untröstlich darüber und wandte seine Blicke meerwärts, wo ihm die Freundin für immer entführt ward.

VII.

Zum Berge stieg ich, dem Sitze der Stürme,
Hinauf, zum Raubschloß am Felsenrand;
Ich stieg hinauf zu den Zinnen der Türme.

Weiß schimmernd, die Segel ausgespannt,
Wie Riesenvögel die Flügel breiten,
Sah ich ein Schiff von hinnen gleiten,
Weit fort, weit fort, noch lange, lange Zeit,

Und sah dann nichts mehr in dämmernden Weiten
Als sonnendurchblitzte Unendlichkeit.

Da stieg ich herunter von den Zinnen
Und, längs dem Strand und dem Wogenbraus
Hinlaufend, rief ich wie von Sinnen
Den ganzen Tag ihren Namen ins Meer hinaus.

Seit der Abreise Zanis schweifen des Dichters Gedanken mit Vorliebe über die wallende Flut zu dem fernen Lande, wo die Einzige wandelt. Dieser Sehnsucht leiht er rührende Gestalt in einem seiner berühmtesten Lieder, das sich in der Durchführung an die Sage von Jaufre Rudel und der Gräfin von Tripolis anlehnt.

IX.

Zum Land weit über der See
In trüben, träumenden Stunden,
Oft hab' ich den Weg gefunden,
Den Weg voll Thränen und Weh
Zum Land weit über der See.

Fern, fern zu den Dardanellen
Hinstreb' ich, von Sehnsucht erfaßt,
Mit der Schiffe fliegender Hast,
Hinstreb' ich auf wiegenden Wellen
Fern, fern zu den Dardanellen.

Mit den Wolken wandre ich schnell,
Die der Wind entführt durch die Weiten;
Die den Sternen vorübergleiten,
Gleich Lämmern mit schimmerndem Fell,
Mit den Wolken wandre ich schnell.

Ich flieg' mit den Schwalben geschwinde
Nach des Ostens sonniger Pracht,
Wo blühende Wonne lacht;
Zu meinem lieblichen Kinde
Mit den Schwalben flieg' ich geschwinde.

Es zieht mich mit Heimwehs Gewalt
Nach jenem seligen Strande;
Nach jenem fremden Lande,
Wo wandelt die holde Gestalt,
Hinzieht's mich mit Heimwehs Gewalt.

Von Woge zu Woge getrieben
Seh' ich mich häufig im Traum,
Ein Leichnam durch rollenden Schaum
Vor die Füße meiner Lieben
Von Woge zu Woge getrieben.

Nun lieg' ich tot an dem Strand!
Sie hebt mich, hält mich umfangen,
Benetzt mir mit Thränen die Wangen;
Sie legt mir aufs Herz ihre Hand,
Da wache ich auf an dem Strand!

Ich schließe sie fest in die Arme!
„Du bist's? Vorbei dann die Not!
Nicht ruf' ich fürder den Tod!" —
Daß ich zum Leben erwarme,
Wir schließen uns fest in die Arme. —

Zum Land weit über der See
In trüben, träumenden Stunden
Oft hab' ich den Weg gefunden,
Den Weg voll Thränen und Weh
Zum Land weit über der See.

Von nun an ist es um des Jünglings Ruhe geschehen. Der Gedanke an die Geliebte läßt ihn nicht. Er sucht sie überall, auf dem Schlosse der Freunde, im Zimmer, das sie bewohnte (XII), in der Kirche, wo sie gebetet. Ein jedes Mädchen mit schwarzem Haar und braunen Wangen mahnt ihn an sie (XIV, XVII, XXIV); er sieht Zani in jedem Weibe. Die Erinnerung an seinen Verlust raubt ihm jede Freude (XV). Die im Frühling erwachende Natur, die Schar der zum Tanze ziehenden Schönen, die Spiele und Tänze im Grünen, der Anblick liebender Paare, die im Mondschein leise plaudernd dahinwandeln, alles vermehrt sein Leid, und erbarmungsvoll klagt er:

O moun cor,
Perqué n'es pas mort![1])

Avignon ist ihm seit der Abreise Zanis verleidet. Er flieht vor seinem Weh in die Einsamkeit, er sucht es durch anstrengende Märsche zu vergessen (XIII, XXIII); umsonst: der Schmerz heftet sich an ihn (XV), raubt ihm die Freude am Tage, stiehlt ihm in der Nacht den Schlaf. Ach, wenn er nur einmal wieder wie ein Kindlein ruhig schlafen könnte (XX)! Und so schleppt er sich mit wunder Flanke durch den Wald der Schmerzen (XXIII) entgegen dem Morgen, der nicht tagen will. O übergroßes Elend! Was hat er nun von all seiner Liebe? Nichts als Bitterkeit! Und was noch schlimmer ist, die Energie geht dabei zugrunde (XXII), er fühlt alle Thatkraft schwinden! In der Liebe werden weibisch selbst die Starken! Hart muß er büßen für das kurze Glück, das ihm beschieden gewesen. Gott allein kann helfen. So wendet er sich denn an ihn

1) Mein Herz, warum bist du noch nicht tot!

und fleht um ein wenig Frieden, daß er ruhen und rasten darf.

Die folgenden Proben veranschaulichen einige Hauptmomente dieser Leidensgeschichte. Gleich das erste ist ein lyrisches Meisterwerk, vielleicht das Beste aus dem „Libre de l'Amour", dem Vorzüglichsten ebenbürtig, was Aubanel geschaffen.

XII.

Ach, da wäre ja das Zimmer,
Wo die Maid so lang geweilt!
Aber wie sie wiederfinden,
Die so leicht von hier enteilt?
O ihr Augen, durst'ge Augen,
Laßt uns vor den Spiegel steh'n:
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Wie sie in das klare Wasser
Morgens früh die schöne Hand
Und das schöne Antlitz tauchte,
Singend dann am Putztisch stand
Und mit blanken Zähnen lachte,
Die gereiht wie Perlen steh'n:
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

O wie war sie rein und glücklich!
Vom geringsten Laut erschreckt
Mit der Locken dunkler Fülle
Sie die weißen Schultern deckt!
Greift dann zu des Vaters Betbuch,
Still und lang zu Gott zu fleh'n. —

Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Sieh' das Büchlein auf dem Simse
Beim geweihten Palmzweig dort!
Ach, noch liegt es aufgeschlagen,
Gleich fährt sie zu beten fort:
Ihre leichten, flinken Schritte
Hör' ich schon im Windesweh'n —
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!...

Hier am Fenster saß sie plaudernd,
Schaffend mit gesenkter Stirn!
Für die Armen, für die Kirche
Wirkte sie mit Woll' und Zwirn;
Hier im Zimmer, dort im Spiegel,
Hei, wie ihr die Finger geh'n! —
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Weh', die Zeit der Jugendwonne
Ist vorbei auf immerdar;
Unter Priesterhand gefallen
Ist ihr üppig Lockenhaar;
Oft hatt' ich es sanft gestreichelt,
Und sie ließ es still gescheh'n; —
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Ja, so kommt's! Gott ist der Meister!
An des Leidens Sommertag
Läßt er seine Garben reifen;
Aus dem öden Dornenhag

Läßt der mächt'ge Himmelsgärtner
Einen Rosenlenz ersteh'n —
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Als sie Montag fortgegangen,
O wie war sie bleich, verwacht!
Ihre süßen Augen hatten
Rot geweint sich durch die Nacht;
Und doch sah sie rückwärts nimmer,
Wollte stark zum Opfer geh'n —
Spiegel, Spiegel, laß mich sie schauen,
Du, der sie so oft geseh'n!

Wie ich durch die welke Laube
Heut' zu ihrer Thüre schritt,
Las ich d'rauf: Haus zu vermieten!
O, was ich da Qualen litt!
Niemand dort! Ich kann's nicht glauben!
Vor der Schwelle muß ich steh'n —
Spiegel, und du läßt mich nicht schauen
Sie, die du so oft geseh'n!

XIII.

Du schreitest seit der Früh', wähnst dich verirrt
Und triffst vor Nacht auf einen stillen Weiler,
Der sich in wilder, grüner Bergschlucht birgt.
Vom Himmel zittert schon der Schein der Sterne;
Du schreckst die Hühner, hörst die Hunde bellen.
Die Hausfrau, die in ihrem Gärtchen eben
Den Goldsalat aufbindet, steht und schaut.
Du grüßt sie: „Guten Abend!" — „Guten Abend!

Wohin so spät, mein Herr!" „Ich bin verirrt;
Könnt ihr mich halten diese Nacht?" — „Tritt ein,
Tritt ein und setz' dich." — Auf der Stelle hellt
Die Reisigglut den Raum mit trautem Schein.
„Mein Mann, der pfeifend hinterm Pflug dort schreitet,
Kommt gleich; dann essen wir." — Sie sieht alsdann
Nach dem Gemüse, schneidet mit dem Messer
Geschickt das schöne Schwarzbrot, holt im Krug
Aus Messing frisches Wasser, tritt vor's Haus
Und ruft den Leuten, die vom Felde kehren.
Dann richtet sie die Suppe, und indes
Die steht, schenkt dir der Hauswirt freundlich drängend
Von seinem Wein. Dann rückt sich alles nah:
Großvater, Vater, Frau und Kinder, jedes
Schöpft seinen Teller voll und ißt die Suppe;
Und du ißt auch, denn du gehörst zum Haus.
Kaum ist das Mahl beendet, schläft schon alles!
Die Wirtin nimmt das Licht und sucht für dich
Ein ungebleichtes Linnen, rauh und frisch.
Die Müdigkeit des Leibes ist der Seele
Ein Balsam! Ach, wie schläft's sich süß und traumlos
Auf harter Streu im Schafstall bei der Herde!
Am Morgen erst erwacht man bei dem Läuten
Der Ziegenglocken und liegt mit den Hirten
Tagsüber träumend in dem Minzeduft!

XIV.

Denkend an mein braunes Mädchen,
Sah ein braunes Mädchen ich;
Alle die Mädchen, seit Zanis Scheiden,
Alle bringen zum Weinen mich.

Deine schwarzen Augen, Braune,
Deine Augen bannen mich;
Sieh mich an, so lach' ich, Mädchen,
Sieh mich an, so weine ich!

Sprich zu mir, du liebe Braune;
Sprich, mein Herz es hört auf dich;
Sprich, bring' mich zum Lachen, Mädchen,
Mädchen, bring' zum Weinen mich.

Und wie heißt du, liebes Mädchen,
Sag' mir's! — Klärchen nennt man dich?
Nein, du bist Zani, die braune Zani,
Die so oft beweinte ich.

XXIV.

Die Liebesfreuden dieses Lebens,
Wie dünken sie mich matt und schal!
Ich bin so satt des eiteln Strebens
Und liebte nur ein einzig Mal.

Zwar ist es hoffnungslos geblieben,
Doch war ein Mai voll Sonnenschein
Mir draus erblüht, und wollt' ich lieben,
So war's aus Liebe ganz allein.....

Warum bist du nur fortgezogen,
Mein Kind, in's ferne Kloster hin?
Was hat dein schlichtes Herz betrogen
Und was verwirrte deinen Sinn?

Warum bist du so schön gewesen
Und hast du mich verzaubert ganz,
Als ich in deinem Aug' gelesen,
So groß, so träumerisch in Glanz?

Ich mied' die Frauen mit scheuer Seele,
Ich lebte still am stillen Ort —
O sag', was stahlst du meine Seele
Und trugst sie grausam mit dir fort?

Muß ich seitdem ein Mädchen sehen,
Das ähnlich dir an Gang und Kleid,
Gleich treibt es mich ihr nachzugehen
In sehnsuchtsbanger Heimlichkeit.

Ich folg' ihr weinend durch die Gassen,
Und ist sie meinem Blick entfloh'n,
So klag' ich: „Was willst du mich lassen,
Mein Glück? was schwebst du mir davon?" ....

Von all' der Lust, von all' dem Lieben,
Von meines Glückes Wonnezeit,
Von meinem Lenz ist nichts geblieben
Als Thränen nur und Müdigkeit.

Mann oder Weib — so ist das Leben —
Wir leiden alle gleiche Not;
Wir müssen viele Thränen geben
Um kurze Freud', dann kommt der Tod.

O seit dem Tag des bittern Scheidens,
Das immer mir beschwert die Brust,
Wohl zahlte ich genug des Leidens
Für meiner Jugend Liebeslust.

Ich schwinde hin mit weher Klage;
Die Schwester fragt: „Wo fehlt es dir?"
Kein Mensch kann fühlen, was ich trage!
O Herr, gieb du den Frieden mir!

Ein wenig Frieden mich zu laben,
Den Frieden, der mich einst erfreut;
Gieb ihn, wie man dem Bettlerknaben
Zur Stärkung ein Glas Wasser beut.

Nur eine Freude ist die reine
In dieses Lebens Hohn und Spott,
Und der gleicht hier auf Erden keine:
Die Freude dich zu lieben, Gott!

So bietet das „Buch der Liebe" nicht bloß die Geschichte von unseres Dichters unglücklicher Liebe, sondern auch die Geschichte der Liebe überhaupt. Hoffnung und Glück, Schmerz und Enttäuschung, Müdigkeit und Sehnsucht nach Befreiung, die ganze Tonleiter der Gefühle, die dabei durchlebt werden, findet sich in den verschiedenen Stücken angeschlagen. Doch ist nicht alles in dem Buche von gleichem Wert. Etwas Unwahres, Geziertes haftet verschiedenen Gedichten an; der Einfluß Petrarkas und der Trobadore macht sich manchmal zu sehr geltend. Die Mottos zu den einzelnen Liedern beeinträchtigen allein schon den reinen Genuß, denn sie verraten den Wunsch stärker zu wirken. Das Meiste aber ist vortrefflich und mit dem Herzblut des Dichters geschrieben. Das Anmutige, das seine ersten Schöpfungen zu sehr vermissen lassen, kommt hier zu glücklicher Geltung: der Dichter ist auf dem Wege zur Höhe. So rechtfertigt dieser erste Teil der „Miougrano" auch den taufrischen, blühenden Vergleich, mit dem Mistral seine eigentümlichen Vorzüge zu veranschaulichen sucht.

„Wenn ihr, so schreibt er in der Vorrede, im Monat April einmal die Hecken entlang geschritten seid, so kennt ihr sicher den Duft des Hagedornes: er ist süß und herb zugleich;

„Wenn ihr zu Anfang Mai gegen Abend unter grünenden Bäumen gelustwandelt seid, so kennt ihr sicher das Lied der Nachtigall: es tönt hell und lebhaft, leidenschaftlich und keusch, mächtig und klagend;

„Wenn ihr im Monat Juni, am Fuße der Mauer Avignons hinschreitend, den Sonnenuntergang geschaut habt, so kennt ihr sicher die Glorienpracht der Rhone unter der alten Sankt-Benezetsbrücke: die sieht sich an wie ein wallender, flammender Fürstenmantel, ganz rot und strahlend, ganz von Lanzenstichen zerfetzt.

„Besser kann ich das Buch der Liebe nicht vergleichen. Und ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß durch dieses Buch die Korallkörner der „halbgeöffneten Granate" in der Provence zum Rosenkranz der Verliebten werden."

„Nach dem „Buch der Liebe", so fährt Mistral dann fort, kommen die „Lichtblicke".

„Und das begreift sich: denkt euch einen Rosen-, Flieder- oder Myrtenhag; es muß ein sonderbarer Zufall sein, wenn daraus nicht hie und da ein Schlehdorn-, Geißblatt- oder Winkenreis hervorsprießt; und schaut das Meer, wenn es vom Mistral geschürzt, gepeitscht und gepeinigt wird: zwischen den stürmischen Wellen werdet ihr immer ein lachendes Plätzchen entdecken, drin die Sonne sich spiegelt.

„So hat Theodor Aubanel neben seinen Liebesliedern, seinen Glutgesängen auch Töne des Friedens, des Trostes und der Freude gefunden. So hat den Sturm seines Herzens auch ein kurzer Lichtblick erheitert."

Tiefer als es in diesen Worten von Mistral geschehen, rechtfertigt Aubanel selbst die Einteilung der „Mióugrano" in dem bekannten Briefe vom 24. November 1859 an Duret. Das Buch soll nach ihm in seiner Anordnung ein Symbol des Lebens sein. Das „Buch der Liebe" versinn-

bildlicht die Jugend, das Buch des Todes" des Lebens Abschluß; zwischen Lieben und Sterben liegt ein zeitweiliger „Lichtblick", das Leben mit seinen Mühen und Freuden.

So entwirft denn auch „l'Entrelusido" ein ziemlich vollständiges Bild vom irdischen Dasein; Geburt, Liebe und Hochzeit, fröhliche Geselligkeit und Naturfreude, frischer Lebensmut, tüchtige Arbeitslust und frommer Gottesdienst werden in kräftigen, klangreichen Strophen besungen.

Das größte Lob verdienen darunter: „Das Hochzeitslied", „Die Zwillinge", erfüllt von gesunder, unverwüstlicher Lebenslust; „Die Seidenzupferinnen", lebendig, naturtreu, mit besonders gelungenem Abschluß, und „Die Schnitter", die nicht wenig Aufsehen erregten und von Sainte-Beuve als das Meisterwerk der Sammlung gerühmt werden.

Diese „Idylle" schildert in ihrem ersten Teil den Aufbruch der auf die Arbeit ziehenden Schnitter; Weiber und Kinder begleiten sie, die Rechen schulternd und den Imbiß in der Hand. Es sind kräftige, sonnenverbrannte Gestalten. Ihr Gespräch verrät trotzige Kraft und entbehrt nicht des kecken Humors, der, in Lumpen gekleidet, die Welt verlacht, sowie eines lobenswerten Selbstgefühls, das die Männer antreibt, eine gute Arbeit zu liefern. Knapp und flott spricht sich diese Grundgesinnung aus in dem volkstümlichen Refrain:

Und hängt mir auch in Fetzen
Mein einzig Hosenpaar,
So gut wie ich, fürwahr!
Kann niemand die Sense wetzen!

Der zweite Abschnitt des Gedichtes zeigt die Männer bei der Arbeit: Die Sensen fliegen, blitzen und klingen; in dichten Schwaden fällt das Getreide; die Heuschrecken hüpfen, die Rechen wandern, die Schober häufen sich; unauf-

haltsam, im Tempo, rücken die Schnitter weiter, keuchend und schwitzend; gegen Abend ist das Werk gethan: kein Halm schwankt mehr auf weiter Fläche. Nun werden die Pfeifen in Brand gesetzt, und stracks gehts nach Haus. Bald hängt die Sense am Balken, und ein kräftiger Knoblauchsalat läßt alle Mühen vergessen.

Auch in diesem Teil ist alles Leben und Bewegung! Die Verse eilen voran blank und schneidig, wie die Sensenblätter, und das Blitzen des sonnbeschienenen Stahls spiegelt sich prächtig in dem klangvollen Kehrreim:

Lou soulèu que dardaio
Fai trelusi li daio.
(Blitzend im Sonnenstrahl
Fliegt der Sensenstahl!)

Der Ton dieses zweiten Buches paßt demgemäß vortrefflich zum Inhalte. Mistral kennzeichnet ihn kurz und und anschaulich in einigen Zeilen:

„Schaut ihn (den Dichter)! Wie gierig löscht er seinen Durst an dem frischen Quell der majestätischen und friedlichen Natur! Er trinkt die Sonne wie eine Eidechse! Der würzige Hauch des Waldes bläht seine Nüstern! Besingt er die Schnitter, so glaubt man, er selbst führe die Sense; besingt er die Fischer, so glaubt man, er selbst werfe sein Netz aus, und singt er bei einer Hochzeit, so bebt er vor Freude, als wäre er selber der Bräutigam."

Auch die beiden folgenden Stücke verleugnen diese Vorzüge der „Entrelusido" nicht. Das erste bietet ein artiges Seitenstück zu Mistrals „Gottesanbeterin"[1]).

---

1) Mistral, Lis Iselo d'or: Lou Prègo-Dieu; deutsch bei Welter, Frederi Mistral, S. 205 ff.

Die Pappeln.

I.

„Ihr hebt so hoch eure Wipfel,
Daß ihr, vom Winde gewiegt,
Erspäht, was jenseits des Gipfels,
Des Gipfels der Hügel liegt.

Ihr Pappeln, ihr prächtigen, schlanken,
Erglühend im Abendstrahl,
Was erschaut ihr aus luftiger Höhe,
Was erschaut ihr drüben im Thal?“ —

Da haben im Hauche des Abends
Mit lieblich säuselndem Laut,
Da haben die grüßenden Pappeln,
Die Pappeln mir heimlich vertraut:

„Nichts hebt sich in weiter Weite
Ringsum als Baum und als Haus;
Die Nacht schaut hell und harrend
Nach der müden Sonne aus.“ —

„Nicht harrt die Nacht alleine,
Auch ich muß harrend stehn.“ —
„Nun zeigt sich uns ein Mädchen,
So schön wie der Lenz zu sehn.

Sie trippelt durchs Feld, sie trippelt
Herüber mit leichtem Fuß;
Die Finken und Nachtigallen,
Sie jubeln ihr zum Gruß.

Die Vögel in Wald und Heide
All' haben das Mädchen gern;

Sie hält die lauernden Feinde
Von ihren Nestern fern.

Da kommt sie hold und blühend,
Wie der Morgen blühend und hold;
An Wuchs gar schlank und zierlich,
Die Flechten wie Ährengold."

„Mein Lieb, wie stand ich in Schmerzen!
Du bringst mir die Freude zurück!
Nun bin ich stolz wie ein König;
O himmelaufjauchzendes Glück!

Ihr grünenden Bäume, beschattet
Mit Dunkel und Schweigen die Welt!
Still, still, ihr prächtigen Bäume,
Still, still, du Hügel, du Feld!" —

Da haben mit säuselndem Wipfel,
Der zitternd gen Himmel strebt,
Da haben die grüßenden Pappeln,
Die Pappeln vor Freude gebebt!

II.

„Ihr hebt so hoch eure Wipfel,
Daß ihr, vom Winde gewiegt,
Erspäht was jenseits des Gipfels,
Des Gipfels der Hügel liegt.

Ihr Pappeln, ihr prächtigen, schlanken,
Erglühend im Abendstrahl,
Was erschaut ihr aus luftiger Höhe,
Was erschaut ihr drüben im Thal?" —

Da haben im Hauche des Abends
Mit lieblich säuselndem Laut,
Da haben die grüßenden Pappeln,
Die Pappeln mir freundlich vertraut:

„Wir sehn deine kleine Freundin;
Sie läuft wie ein Rebhuhn davon!
Jetzt fliegt sie am Quelle vorüber,
Jetzt naht sie dem Hause schon!

Wie Purpur glühn ihr die Wangen,
Die Augen glänzen vor Lust,
Und unter dem bunten Tüchlein
Hochhüpft das Herz in der Brust.

Die Geiß, die immerflinke,
Kommt hurtig herangeschnellt;
Das Hündlein springt ihr entgegen,
Leckt ihr die Hand und bellt.

Doch auf der Schwelle der Vater,
Der ruft mit strengem Mund:
„Wo bliebst du so lange, Mädchen?
Du kehrst zu später Stund!"

Zugleich stürzt aus dem Garten
Die Mutter herbei und plärrt:
„Schon wieder bei ihm gewesen!
Nun wirst du mir eingesperrt."

Und was sie trägt in der Schürze,
Sie schleudert es bunt zuhauf:
„Auf deine Kammer, du Leichtsinn!" —
Schon stürmt es die Stiege hinauf.

Nun können wir nichts mehr sehen!
Das arme, liebe Kind!
Nur hörten wir bitter weinen;
Darob wir traurig sind." —

Da haben mit schauerndem Wipfel,
Der zitternd gen Himmel ragt,
Da haben die grüßenden Pappeln,
Die Pappeln vor Leid geklagt.

Das zweite An Fräulein C.... L...[1]) betitelte Stück gehört zu den anmutigsten Gedichten Aubanels. Es besingt zu Anfang den landschaftlichen Reiz Pierrerues, wo sich des Dichters ältester Bruder Josef, ein geschickter Madonnen- und Heiligenbildmaler, mit seiner Gattin niedergelassen hatte. Theodor machte eines Tages dem Paar eine Muttergottesstatue zum Geschenk. Die erfreuten Geschwister errichteten eine Felsengrotte im Garten, stellten dort das Bild auf und verbrachten, an heißen oder stürmischen Tagen, in der heimlichen Einsamkeit manch trauliche Plauderstunde angesichts der Alpen, die ihre schneebedeckten Gipfel schimmernd in die Wolken heben. Nach Pierrerue flüchtete, wie wir gesehen, Aubanel, um Trost in seinem Liebesleid zu finden, und der geliebten Schwägerin Sophie schüttete er sein gramvolles Herz aus. Eine Nachbildung der ihr geschenkten Statue sandte er an ein junges Mädchen in Avignon und legte folgendes, in der Mirèiostrophe abgefaßtes Gedicht als Begleitschreiben bei.

1) Nach der Angabe, die mir Hr. Jean Aubanel zukommen ließ, wäre darunter Frl. Cécile Renard, Aubanels spätere Freundin Marie Jenna, zu verstehen.

An Fräulein C.... L....,
als ich ihr eine Statue der seligsten Jungfrau übersandte.

Schau hier der Grottenjungfrau Bildnis!
Sie naht aus duftger Gartenwildnis,
Mit liebesoffnem Arm, die Stirne süß geneigt;
Im weißen Rock, ohn jed' Geschmeide,
Umwallt vom leichten Mantelkleide,
Fernab der luftgen Bergesheide
Sie dir zu Liebe, Kind, huldlächelnd niedersteigt.

Wo Bruder mir und Schwester wohnen,
Sieht man als Königin sie thronen;
Dort wölbt sich schattig ihr der Felsen zum Palast;
Die Felder breiten sich in Schweigen,
Die Bäume fromm die Wipfel neigen,
Und grüßend in der Runde steigen
Gezackte Berge auf in starrer Firne Glast.

Des Frührots erste Flammenstrahlen
Mit Goldglanz ihr Gewand bemalen,
Der Sonne Glorienschein umkleidet sie mit Pracht;
Dann huldigt die Natur der Süßen:
Die Falter nahen sie zu grüßen,
Und süß erschauernd ihr zu Füßen
Ergießt der Rosenstrauch den Demanttau der Nacht.

Himmel und Erd' glühn ihr zum Preise!
Das Vöglein zwitschert fromme Weise
Und lugt mit keckem Aug' aus schwankem Nest hervor;
Maria, dir schallt Preis vor Allen!
Der Lüfte Wehn, des Brünnleins Lallen,
Das Jubellied der Nachtigallen,
Sie tragen deinen Ruhm zum Himme· hell empor!

Schau hier der Grottenjungfrau Bildnis!
Sie naht aus duftger Gartenwildnis,
Mit liebesoffnem Arm, die Stirne süß geneigt;
Im weißen Rock, ohn jed' Geschmeide,
Umwallt vom leichten Mantelkleide,
Fernab der luftgen Bergesheide
Sie dir zu Liebe, Kind, huldlächelnd niedersteigt.

Die Stadt, wo durch der Gassen Wirren
Gespenstergleich die Menschen irren,
Es soll die Stadt fortan ihr neue Heimat sein,
Wo Häuser sich und Mauern drängen,
Die sarggleich uns die Brust beengen,
Und Tag und Nacht mit wüsten Klängen
Der Wagen Wucht hinrast auf rauhem Pflasterstein.

Doch zu der Jungfrau stillen Räumen
Tritt ein, o Heilge, sonder Säumen;
An ihrer Schwelle tost der Braus des Lebens nicht.
Drin haucht der Friede, waltet Schweigen,
Und nahte sonst auf Zitterzweigen
Der Mond, dir Ehrfurcht zu bezeigen,
Neigt sich zum Kuß dir jetzt ein blühend Angesicht.

Getreulicher als allzusammen
Glühkäferlein und Sternenflammen,
Die in dem Grase tief und hoch am Himmel glühn,
Strahlt nächten dir mit mildem Scheine
Ein Lämpchen, und es läßt die Kleine
All ihre Mädchenglut, die reine,
All ihren Jugendreiz vor deinem Altar blühn.

Der Blumen Zier im reichsten Glanze,
Im reichsten Duft schlingt sie zum Kranze

Und schmückt damit dein Bild, o Himmelskönigin;
Und wie die Tauben sich in süßen
Und sehnsuchtsvollen Lauten grüßen,
So kniet sie oft vor deinen Füßen
Zu stundenlanger Rast in selger Inbrunst hin..

Sie wandelt schön und sittsam immer,
Prahlt nicht mit Spitzentand und Schimmer;
Die du sie schön gemacht, mach glücklich sie zugleich!
Schenk ihr ein volles Maß, Madonne,
Von Herzenstrost und Seelenwonne,
Und liebt sie, leite sie die Sonne
Der schönsten Wirklichkeit ins selge Wunderreich! —

Schau hier der Grottenjungfrau Bildnis!
Sie naht aus duftger Gartenwildnis,
Mit liebesoffnem Arm, die Stirne süß geneigt;
Im weißen Rock, ohn jed' Geschmeide,
Umwallt vom leichten Mantelkleide,
Fernab der luftgen Bergesheide,
Sie dir zu Liebe, Kind, huldlächelnd niedersteigt.

Im natürlichen Gegensatz zu den „Lichtblicken", dem Buche des Lebens, steht der Inhalt des dritten Teils der „Mióugrano": „Das Buch des Todes".

Ein Spätherbstlied „Allerheiligen" leitet es ein und bereitet den landschaftlichen Hintergrund vor. Das Sterben der Natur, die trüben Verwüstungen und die thränenreiche Not, die es für Menschen und Tiere im Gefolge hat, werden in knappen Versen, in herber und malerischer Sprache geschildert.

So bemächtigt sich der Seele des Lesers die richtige Stimmung, um das Traurige und Schreckliche nachzufühlen, was der Dichter auf sie einstürmen läßt. Es ist dies wirklich ein Buch der Thränen. „Die sieben wehen Schmerzen klagen daraus, der siebenfache Pfeil des Mitleids durchbohrt seine Seiten.“ Alles, was leidet, ist des Dichters Freund; für alles, was Leiden bringt, hegt er grimmigen Haß.

Hungernde Kinder wimmern vergebens um Brot; eine Mutter klagt um ihr verstorbenes Söhnlein; eine schamlose Dirne, die mit einem Witwer zum Altar treten soll, steht vor dem Spiegel, beliebäugelt ihre Reize und behängt sie mit dem Schmucke der Toten; ein Knabe hüpft vor Freude über seine neue schwarze Jacke und ahnt in seiner Unschuld nicht, daß er so um sein totes Mütterlein trauern muß; ein Vater flucht dem schmutzigen Seelenverkäufer, der ihm die Tochter abhandeln wollte; die bethlemitischen Mütter endlich bejammern den Mord ihrer Kindlein.

Ein wahres Rundgemälde des Elends also, das an dem schaudernden Leser vorüberschwebt; ein Inferno des Schreckens, das er im Geleite des Dichters zögernd durchwandern muß. Von diesen Dichtungen am meisten besprochen ward die Trilogie: Die unschuldigen Kindlein. An ihr tritt die düstre Eigenart des jugendlichen Aubanel so recht drastisch hervor. Ähnlich wie „Die Sklaven“ in Teil II, gehören „Die unschuldigen Kindlein“ in die Gattung der „Nouvè“, der provenzalischen Weihnachtslieder. Das Nouvè ist, der überkommenen Auffassung gemäß, äußerst einfach, naiv, vertraulich, voll kindlicher Verehrung und rührendem Humor; also hat es vor allem der Meister der Weihnachtslieder, Nikolaus Saboly, im 17. Jahrhundert verstanden, und Roumanille ist ihm mit Glück nachgefolgt. Bei Aubanel aber bleibt keine Spur von dieser naiven Auffassung übrig.

Wo die anderen lachen, singen und jubeln und anbetend niederknieen, da knirscht er voll Abscheu und Wut, ballt drohende Fäuste und watet bis zu den Knöcheln im Blut. Er sieht vor sich nicht Stall noch Krippe, nicht Ochs noch Esel, nicht heilige Mutter noch göttliches Kind; vor seinem geistigen Auge erstehen die abgemergelten, wundgepeitschten Leiber römischer Sklaven, die in Jesu ihren Retter ahnen, oder es nahen, furchtbar wie die Geister der Vernichtung, die Schergen des Herodes und füllen Bethlehem mit Mord und Wehgeschrei.

„Die unschuldigen Kindlein" ergeben in ihrer Einteilung eine Art dreiaktiges Trauerspiel.

(I. Der Hund des heiligen Josef.) Josef und Maria sind mit dem Kinde geflüchtet und haben vergessen ihren Hund Labri mitzunehmen. Das Tier stimmt ein klägliches Geheul an und versetzt dadurch die Mütter und Kinder Bethlehems in die höchste Aufregung. Man öffnet die Thüre, in mächtigem Satze springt der Hund auf die Straße. Kinder laufen herbei, sie reichen ihm Brot, sie schmeicheln: Labri! Labri!, sie wollen mit ihm spielen: vergebens! Unaufhaltsam ertönt sein markdurchschauerndes Geheul. Die Herzen der Mütter ergreift eine Ahnung nahen Unheils — mit Recht! Rossegestampf wird hörbar, eine Staubwolke wälzt sich heran, Schwertblitze zucken daraus hervor, die Schergen des Herodes galoppieren in den Ort herein, und heulend verschwindet der Hund in der Ferne.

Die Dichtung ist unheimlich schön; Aubanel weiß durch geschickte Andeutungen und Gegensätze die Spannung zu erregen. Das Grausen wird besonders gesteigert durch die Stellung und den Klang der Worte sowie durch den ausdrucksvollen Kehrreim.

(II. Das Gemetzel.) Der Einleitung würdig ist der zweite Teil der Trilogie. Hier entwirrt sich ein chaotisches Bild von Grausamkeit und unendlichem Weh. Ein Wirbelsturm des Entsetzens braust darin, durchtost von dem Geschrei der Mütter, dem Toben der Soldateska, dem Donnern der Äxte, dem Krachen der Thüren, dem Geklirr der Schwerter und dem Kreischen der kleinen Opfer! Schauerlich gellt der Blutruf der Henker:

Ounte soun lis enfant de la?
Que li voulèn escoutela![1])

Gegen den Schluß nimmt die Darstellung eine unerwartet großartige Wendung. Herodes erscheint mit Einbruch der Nacht, um zu sehen, ob nach seinem Befehl geschehen ist. Das stumme Bethlehem verbreitet Entsetzen. Manchmal strauchelt sein Fuß über den blutigen Leichnam eines Knäbleins. Und im Weiterschreiten meint der Tyrann „Wie seltsam! Man hört heute Nacht weder Wort noch Hauch. Wo sind nur die Kinder?"

Ounte soun lis enfant de la?

Und es wird ihm zur Antwort:

Lis an tóutis escoutela![2])

Da aber bricht der Dichter los und mit lauthinrollendem Ruf, der die Racheklage der zertretenen Ortschaft zusammenfaßt und blitzähnlich die nächste und fernste Zukunft enthüllt, schleudert er dem Blutmenschen hohnvoll und drohend ins Antlitz die Kunde:

Soun pas tóutis escoutela,
Erode, lis enfant de la[3])!

---

1) Wo sind die Säuglinge, daß wir sie morden.
2) Man hat sie alle ermordet.
3) Die Säuglinge, Herodes, nicht alle sind sie gemordet!

Den Ausgang der Greuelthaten meldet der III. Teil: Die Klage. Die Mütter klagen über den Tod ihrer Lieblinge. Eine ganze Folterkammer der Todesarten erschließt sich in den kurzen, inhaltreichen Strophen. Nacheinander treten die Weiber auf, schildern in wenigen Worten ihr früheres Glück, das jammervolle Ende ihrer Kleinen, ihren Schmerz, und wenn nach jeder Strophe der Chor in das erschütternde: Wehe! Wehe! ausbricht, entschleiert sich das furchtbare Blutbad in seiner ganzen entsetzlichen Größe.

Die Wirkung der „Unschuldigen Kindlein“ und andrer Gedichte ist nicht zum mindesten auf Rechnung der Meisterschaft zu setzen, mit der Aubanel einige äußere Mittel seiner Kunst zu handhaben wußte. Vor allem verstand er das Geheimnis, den einfachsten, aber energischsten Ausdruck sicher vorzubereiten und an der richtigen Stelle einzufügen. In scheinbarer Ruhe hebt die Wortreihe an, allmählich aber häuft sich die Kraft, ein heimliches Beben durchzittert den Vers, und plötzlich, jedesmal am gehörigen Platz, besonders gern zu Ende des Gedichtes, bricht es los und platzt wie eine Bombe oder ein jählings niedergehendes Gewitter.

Der Eindruck des glücklichen Wortes wird häufig vermehrt durch eine kunstvolle Wiederholung und einen malerischen Kehrreim. Diese altüberlieferten Kunstmittel hat Aubanel mit Glück zu verjüngen gewußt und erzielt damit ungeahnte Wirkungen. Ich verweise nur auf das „Spiegellied“ und die „Unschuldigen Kindlein“. Zahlreiche andere Beispiele erfreuen uns besonders in den „Töchtern Avignons“. Auch einige der nachstehenden Auszüge aus dem „Buch des Todes“ zeichnen sich unter diesem Gesichtspunkte aus.

Der Dreizehnte.

Die Ballade giebt eine originelle Veranschaulichung des Volksaberglaubens, wonach von den Dreizehn, die zu Tische

sitzen, immer einer sterben muß. Das Gedicht verrät stellenweise den Anfänger; die Sucht, eine starke Wirkung zu erzielen, macht sich störend fühlbar.

„Laßt unberührt die Speisen auf dem Tische,
Hebt fort den Wein, den ihr ja doch nicht trinkt!
Hockt da der Katze gleich, die kläglich miauend
Zum Fleische schielt, das hoch vom Nagel winkt;
Kein Bissen lab', kein Tropfen eure Lippen,
Schreit euch vor Hunger nur die Hälse blau —
Ich zählt' euch, lustge Brüder, ihr seid dreizehn,
Ja, lustge Brüder, dreizehn ganz genau!"

„Hoho, fängt da die Bande an zu brüllen,
Wohl sind wir dreizehn, doch was schert uns das?
Wenn mehr der Zecher sich zur Tafel drängen,
Hebt um so toller nur sich Lust und Spaß." —
„Ei wohl! Ich könnt' euch eins zum Spaße spielen;
Wer aber ist, der sich zu tanzen trau'? —
Lacht nicht, denn, lustge Brüder, ihr seid dreizehn,
Ja, lustge Brüder, dreizehn ganz genau."

„Wähnst du, wir ließen uns das Spiel verderben,
Weil heut' ein Griesgram unter uns zu Gast?
Glaub mir, mein Freund, du bist so schlechter Laune,
Weil du noch nicht genug getrunken hast.
Nimm dieses Glas, kling an und spül hinunter
Die Grillen und die Mucken, grau und flau." —
„Hab' keinen Durst! Ha, Brüder, ihr seid dreizehn,
Ja, lustge Brüder, dreizehn ganz genau."

„Du Störenfried, wie sollen wir dich nennen?
Was willst du uns? Von wannen kommst du nur?" —
„Ich bin der Tod! sieh mein Gesicht und schaudre!
Ich schleiche lautlos auf des Lebens Spur,

Ich säe Schrecken und ich bring' Erlösung;
Doch biet' ich mich zu Tisch, so thu' ichs schlau,
Wenn in der Runde just der Gäste dreizehn; —
Und ihr seid dreizehn, dreizehn ganz genau."

„Du wärst der Tod! Es freut mich dich zu sehen!"
Ein Jüngling rufts und hebt sein Glas und lacht.
„Man rühmt dich als das Schreckgespenst der Erde;
O Tod, wo bleibt heut' deine schwarze Macht!
Hol mich, wenn ich an froher Tafel schwelge,
Wo hell mein Glas ich neben deinem schau." —
„Still, Knab, und komm! Du machst sie voll, die Dreizehn,
Machst wirklich voll die Dreizehn ganz genau!"

Wie von dem Stocke fällt die reife Traube,
Wenn sie vom Stiele trennt des Winzers Stahl,
So fällt das Glas dem Jüngling von den Lippen;
Er steht im kalten Schweiß und leichenfahl.
„Du kommst nicht? ruft der Tod; nun wohl, ich trag' dich,"
Und wirft ihn überzwerch und hohnlacht rauh:
„So oft ihr an den Tisch euch setzt zu dreizehn,
Gebt acht, ich komm' und zähl' euch ganz genau."

Voll Innigkeit und verhaltnem Weh ist die Elegie, die Aubanel einem Freunde bei dem Tode seines Söhnchens übersandte.

An Jan Brunet, den Feliber.[1])

O Mann, der du geweint wie Weiber weinen,
Brunet, der du wie ich den Tod geschaut!

1) Jan Brunet, 1823 bis 1894, einer der sieben Gründer des Feliberbundes.

Reich mir die Hand, laß uns die Thränen einen;
Noch mehr als sonst sind wir uns jetzt vertraut,
Denn beide haben wir im Friedhofsgarten
Zwei Leben eingesenkt, die auf uns warten.

Und kehren wir in Zukunft beid' nach Haus,
Gleich fehlt uns wer in unsrer Lieben Mitte;
Wir suchen alle Zimmer nach ihm aus,
Wir glauben ihn zu sehn bei jedem Schritte;
Doch kommt er nicht und finden wir ihn nicht,
Der Schmerz uns thränend aus dem Auge bricht.

Sie fehlen mittags an der Tafelrunde,
Und steht das Mahl, will niemand hungrig sein:
Sie fehlen abends uns zur Plauderstunde:
Wir sitzen stumm und schauen trübe drein;
Wir gehen früh zu Bett und schlafen nimmer —
Du siehst dein Kind, ich meinen Vater immer.

Das arme Kind! Wie rief es lieb: Mama!
Wenn es sich lachend in dem Bettchen regte
Und hungrig nach der Brust der Mutter sah!
Und schlief es nicht, wenn sie's dann niederlegte,
Mit einem Kuß schloß sie den Mund ihm zu
Und gab ihm etwas Milch, dann hielt es Ruh!

Der arme Mann! Im weißen Sterbekleide
Wie lag er starr und schön und friedevoll!
Noch einmal küßt' ich ihn in meinem Leide,
Indes ringsum ein lautes Klagen scholl.
Weh um den guten Mann, den lieben Kleinen!
Aus Thränen quillt uns Trost! Freund laß uns weinen!

Und doch, mein Freund, wie traurig auch dein Loos,
Mir ward trotzdem der härt're Teil bemessen:
Dein Weib ist jung, und Gottes Güte groß;
Schon wen'ge Monde lassen dich dein Leid vergessen:
Dann bringt ein ander Kindlein dir das Glück,
Wer aber bringt den Vater mir zurück?

Einem auffallenden Gegenstück zu Anastasius Grüns: Botenart begegnen wir in der 1854 verfaßten, im „Rèire-Soulèu" veröffentlichten Ballade: La marrido planeto. Offenbar haben beide Dichter aus derselben Quelle geschöpft, für die Handlung aber hat jeder einen seiner Vorliebe entsprechenden Schauplatz gewählt. Seinem Inhalte nach gehört das Stück in das „Buch des Todes".

Schicksalstücke.

Ein braver Pächter stieg vom Berge her,
Wo eine Koppel Ochsen er gesucht.
Da kam sein Knecht, der sagte: Guten Tag!
„Ho, guten Tag, mein Jung! Wohin, Johann?"
Ich gehe mich verdingen — „Ho, verdingen!
Gefällt dirs nicht bei mir? Wo wärest du
Denn besser dran? Ist was zu Haus geschehn?" —
Nichts Sonderlichs. Nur, um es kurz zu sagen,
Die Hündin, wißt ihr, die euch stets so lieb, —
„So sprich!" — Finette, ach, ist tot! — „Ist tot!
Und wie kam das?" — Das kam, ich führte just
Das Maultier nach der Tränke. Grade traten
Wir aus dem Stall. Da scheut das Tier und reißt
Mir aus. Ich sagte stets, ihr wißt, das Vieh
Sei voller Tücken. Plötzlich reißt es aus,

Es tritt mit allen Vieren auf Finette,
Die ihm nicht aus dem Weg kommt, rennt und stürzt
Kopfüber in den Weiher." — „Ho, was hatte
Das Maultier dann erschreckt!" — Der kleine Stefan,
Der von dem Ziegeldach gefallen war. —
„Herr Gott, mein Bub! Das ist nicht möglich, Mensch!
Was hatte der denn auf den Dach zu suchen?"
Ein Nest ausnehmen wollt' er. „Doch die Mutter,
Wo war ....?" Die fütterte die Seidenwürmer.
„Hat er sich weh gethan?" — Nun, ja, er blieb
Maustot. Ich hob ihn auf, in meinen Arm,
Und wie die Frau den blutgen Leichnam sah,
Da schlug sie hin und rührte sich nicht mehr. —
„Und du stehst hier, du Schlingel! Sprich, was hast
Du denn gedacht! Du hättest Hülfe holen,
Die Nachbarn hättest gleich du rufen sollen.
Schnell um, schnell um mit dir! Was hattest du
Vom Hofe wegzulaufen, Lump? Was bliebst
Du nicht zu Haus?" — Wozu denn, Meister! Laßt mich
Ausreden, Herr! Die alte Gred, ihr wißt,
Die all die Leichen kleidet und bei ihnen
Zur Nachtzeit wacht, die war auch für die Frau
Gekommen. Doch beim Wachen muß sie wohl
Entschlafen sein, denn Feuer fing das Licht,
Und, Meister, Haus und Hof sind abgebrannt.

Neben den „Unschuldigen Kindlein" die hervorragendste Leistung des dritten Teils der „Mióugrano" ist die Schauerballade: „Der 9. Thermidor".

Auch sie verrät die angeborne dramatische Begabung Aubanels. Die Ballade enthält ein Zwiegespräch zwischen

dem Henker und seinen Opfern, zwischen Frankreich und Robespierre. Der Schauplatz ist nicht näher bestimmt; er ist überall im Lande, wo die Schreckensherrschaft ihre Greuel übte. Die Gestalt des Tyrannen wächst ins Ungeheure; wie das verkörperte Verderben wandelt er, das Scepter seiner Blutherrschaft in der Hand, über die ihm verfallenen Köpfe des Volks, dessen Jammer tausendstimmig zu ihm emporfleht. Die mit Toten gepflasterten Gassen und Plätze, das Beil, das bei all den Hinrichtungen stumpf und schartig wird, die Wut, die sich im Volke gegen den Grausamen anhäuft, das plötzliche Bersten dieser Wut, das Jubelgeschrei der erlösten Menschheit bei seinem Sturz, und die Rache, die sie an ihm übt — all das Grausige versteht Aubanel in wenigen, aber festen und sichern Strichen zu beleben und zu gestalten. Auch hier ist der Kehrreim einzig gelungen. Knapp, scharf und sicher malt er in seiner regelmäßigen Wiederkehr den stets erneuten Blitz des fallenden Messers und zugleich den trocknen, dumpfen Laut seines Falls. In seiner Schlußform aber spricht sich die wilde Genugthuung der Menge über die Hinrichtung ihres Verderbers grimmig und wuchtig aus.

Amoulas de-fres lou grand contèu:
Tranquen la tèsto dóu bourrèu!

Der 9. Thermidor.[1])

Halt! wohin mit dem Messer blankgewetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“
Sieh, das Blut bespritzte mit roten Wellen
Brust dir und Finger! Wasch dir die Hände, Mann!

1) Vgl. die Verdeutschunger von Moritz Hartmann: Tagebuch aus Languedoc und Provence, Darmstadt 1893, Bd. II S. 171, und Kreiten S. J.: a. a. O.

„Ei wozu? Fang morgen von neuem an;
Viel der Köpfe bleiben noch zu fällen.“

Halt! wohin mit dem Messer blutbenetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“

Henker, Vater bist du wohl nie geworden?
Nein, dich hat kein Kindlein noch beglückt!
Ohne Graun, von keinem Trunk berückt,
Kannst du herzlos Kind und Mutter morden!
Halt! wohin mit dem Messer blutbenetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“

Schau, mit Toten pflasterst du Markt und Gassen!
Was noch atmet, stürzt vor dir aufs Knie!
Sprich, warst du ein Mensch, warst du es nie? —
„Darf ich mein Tagwerk unvollendet lassen?“

Halt! wohin mit dem Messer blutbenetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“

Sprich, schäumt nicht aus deines Bechers Grunde
Dir an die Lippen ein Trank, der blutigrot?
Wenn du speisest, wandelt sich das Brot
Nicht zu Menschenfleisch in deinem Munde?

Halt! wohin mit dem Messer blutbenetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“

Schweiß und Erschöpfung muß den Arm dir lähmen.
Henker, ruh aus! Bedenk, dein schartig Beil
Könnte wie leicht! uns verfehlen — zu unserm Heil!
Und weh dir, wenn deine Opfer entkämen!

Halt! wohin mit dem Messer blutbenetzt?
„Köpfe mähn; bin Henker jetzt!“

Ha, sie entkamen! — Rache, nun hilf es vollbringen!
Henker, den Kopf auf den Block, den du blutig zerhackt!

Hei, wie dir im Nacken der Wirbel knackt!
Henker, nun lassen wir dein Henkerhaupt springen!
Auf, frisch auf! das Messer blank gewetzt!
Falle das Haupt des Henkers jetzt!

Wie die „Lichtblicke", so schließt auch „das Buch des Todes" mit einem Gruß an Maria, einer Ode an „Unsre Liebe Frau von Afrika", die Zuflucht der Verirrten und Bedrückten, die Trösterin aller Elenden. Ihr bringt der Dichter sein erstes Buch in kindlicher Verehrung und gläubiger Huldigung dar:

Zu Füßen leg ich dir dies Büchlein:
Der du das Leben bist, die Hoffnung und die Liebe,
O Himmelsblüte, segne freudig
Des Dichters erste Sangesgabe,
Sein ehrlich schlichtes Jugendwerk.

Der Erfolg der „Miógrano" enspracht ihrem hohen dichterischen Werk. Die weitesten Kreise waren schon längst auf das Werk gespannt, und ihre Erwartung fand sich nicht getäuscht. Roumanille giebt in mehreren seiner Briefe einen Widerhall seines Erfolges, wenn er schreibt:[1])

2. Juli 1860.

„Die Granate erschließt sich prächtig. Sie ist bei mir erschienen, und ich fördre sie aufs beste. Theodor ist im 7. Himmel. Er erhält Auszeichnungen, die ihn entzücken. Laprade, Legouvé, Sainte-Beuve haben ihm herrliche Briefe geschrieben. .... Es ist unmöglich noch wärmeren Beifall zu ernten".

---

1) Eugène Ritter, le Centenaire de Diez etc.

23. Juli 1860.

„Die „Miòugrano“ zieht wundervoll, im Norden sowohl wie im Süden. Ein wahrer Triumph! Die gediegensten Zeitungen erheben unsern Petrarka bis in die Wolken und drüber hinaus.

20. September 1860.

„Die „Miòugrano“ und der Granatbaum befinden sich wundervoll, wie sie es auch verdienen. O Laura! o Petrarka! o Cythera! o Paphos! o Zani! — Der augenblicklich politischen Befürchtungen ungeachtet ist der Absatz der Miòugrano ziemlich befriedigend. Es hat nicht an Trommeln und Trompeten gemangelt, das glückliche Ereignis bei uns sowohl wie in Paris auszutönen, ohne der Trommeln und Trompeten zu gedenken, die sich noch werden hören lassen. Theodor ist im 7. Himmel .... Ich verzeichne alle seine Erfolge mit Freude und stimme darin ein unguibus et rostro, d. h. manibus et ore, denn ich habe, Gott sei Dank! weder Schnabel noch Krallen“.

Ungetrübt sollte des Dichters Freude an dem Erfolge seines Erstlingswerkes aber nicht bleiben.

Schon nach dem Erscheinen der „Mirèio“ waren Stimmen laut geworden, die Mistral vorwarfen, er habe sich in einer allzufreien Schilderung der sinnlichen Liebe gefallen. Das Organ des Erzbistums hatte sich zum Hauptdolmetsch dieser Angriffe gemacht. Aubanel war gleichfalls auf Vorwürfe von dieser Seite her gefaßt und glaubte doch, ein sittlich und religiös einwandfreies Werk geschaffen zu haben! Er war dazu nicht der Mann, solchen Vorwürfen mit überlegener Sicherheit zu begegnen, und, wie einmal Emile Zola sich so energisch ausdrückt, die Kröten, die ihm aus dem Pfuhl der Kritik frisch ins Haus und auf den Schreibtisch hüpften, mutig hinunterzuwürgen. Seine Künstlernatur erbebte

mimosenartig bei jeder rauhen Annäherung und schrak schaudernd zurück. Doppelt schmerzlich ergriff es ihn, seine Widersacher grade in dem Lager zu wissen, dem er gleichfalls durch die heiligsten Überzeugungen angehörte.

Ehe die „Mióugrano" noch erschienen war, bangte Aubanel vor dieser Verurteilung und suchte den zu erwartenden Angriffen mit Hilfe der Freunde zuvorzukommen.

Am 29. März 1860 bittet er Duret um eine kurze Besprechung des „Granatapfels" als „Waschzettel" für den Buchdrucker und fügt hinzu: „Ich wollte, du könntest einen Satz über die moralische Bedeutung meines Buches einschalten. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß man mir in meiner Vaterstadt eine feierliche Abführung vorbereitet; doch nur um so heißer wünsche ich zu erscheinen."

Tags darauf schreibt er in demselben übertriebnen Ton an Legré: „Weißt du auch, mein lieber L..., daß man mir hier in Avignon eine feierlich prächtige Abführung vorbereitet, und das im Namen der Sittlichkeit oder wessen du sonst willst. Ist das nicht toll! So werde ich, der harmloseste Kerl der Welt, zu einem sittenlosen Scheusal, zu einem böswilligen, gemeingefährlichen Subjekt. Die Bande der gelehrten Ränkeschmiede, die mich herunterzureißen gedenken, ist dieselbe, die auch an Mistrals unsterblichem Werke nörgeln wollte. Aber ich bin ohne Furcht, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen und weiß mich dazu von Freunden, von meinen tapfern Freunden umgeben."

Diese Zuversicht war aber erheuchelt. Am 2. Juni klagt er:[1])

„Ich erfahre aus sichrer Quelle, daß man Befehl gegeben, über mich herzufallen, und daß ich an einem dieser Tage, am hellen Mittag, mitten in meinem lieben Avignon

1) Legré a. a. O. S. 120.

gepeitscht, geschunden und lebendigen Leibes gevierteilt werde. Und ist das Zeichen einmal gegeben, so hat jeder Dummkopf, jeder Esel das Recht, mit faulen Äpfeln, vielleicht sogar mit Kot nach mir zu werfen. Mein Buch ist ein Schandbuch, tausendmal gefährlicher als Mirèio, eine ganze Bande Pedanten und Schuljungen schneiden sich Federn, um mich mit Tinte zu beklecksen. Es bildet sich also eine Verschwörung, ein Kreuzzug gegen mein armes Buch, das so unschuldig ist wie ein neugebornes Kindlein, gegen die sanfte Zani, die so rein ist wie die Morgenröte, gegen alles, was ich Teuerstes im Herzen, Heiligstes in der Seele hegte. — Wahrlich betrübend und traurig ist es zu sehen, wie das Rührendste und Achtenswerteste der ganzen Welt, eine junge, edle Leidenschaft, weder verstanden noch geachtet wird. Ach, in der gegenwärtigen Zeit, wo alles darniederliegt, wo niemand weder Gott noch König noch Herzensdame mehr hat, ist der Augenblick gut gewählt, ein Buch zu verspotten, einen Menschen herunterzureißen, der noch an Gott und an die Liebe glaubt. O, mein Herz ist so dick wie die beiden Türme von Villeneuve!"

Ich verweile absichtlich bei dieser Ängstlichkeit Aubanels, weil sie eben den innersten Grund seiner Natur beleuchtet. Die Schüchternheit, die ihm angeboren war, hatte sich des Dichters stets stärker bemächtigt. Was er in seine Verse hineindachte und -dichtete, war das Beste seiner edlen Seele. Darum fühlte er jeden Vorwurf, der seinen Dichtungen gemacht ward, als persönliche Beleidigung. Und wenn ihm schon hier vor dieser ziemlich harmlosen Abführung graut, so begreifen wir, daß ihn der Eselstritt, der ihm gegen Ende seines Lebens versetzt wird, doppelt schmerzen mußte.

Im Anschluß an die obigen Klagen bat er Legré um eine Besprechung des Buches in der „Gazette du Midi„.

Die bereitwillige Antwort des Freundes erfreute ihn sehr, und er antwortete am 7. Juni:

„Ich danke dir von ganzer Seele für die treue Freundschaft, die dir die Feder in die Hand gedrückt, um alsogleich eine Verteidigung meiner „Granate“ zu unternehmen, deren Kelch sich an stürmischen Tagen erschließt und die, wie ich glaube und fürchte, gar rauh auf ihrem Stengel hin- und hergeschüttelt wird.... Die letzten Nachrichten sind stets unheimlich; der Himmel ist schwarz und schwer! Schließlich platzt es doch noch und dann wehe mir! Sie werden so böswillig, so bissig sein, als sie es können und wagen. Du siehst mich, dieser braven Leutchen wegen, sehr in Unruhe, vielzusehr, ich gestehe es zu; aber es würde mir doch unendlich schmerzlich sein, in meiner Heimat heruntergerissen und gelästert zu werden, und das grade von Leuten, aus deren Munde mir, ich wage es zu behaupten, Lob und Ermuntrung oder wenigstens Stillschweigen gebühren würde“....

Endlich erschien denn auch die so längst gefürchtete Verurteilung durch die „Revue des bibliothèqnes“. Sie hätte nicht kürzer und bündiger sein können. Die Leiter dieser Zeitschrift brachten in jeder Nummer ein Verzeichnis der neu erschienenen Bücher nnd bezeichneten mit einem Kreuze alle, die sie als gefährlich und für eine katholische Bibliothek ungeeignet hielten. In diese Liste ward die „Granate“ eingetragen und als ganz besonders gefährlich mit zwei Kreuzen († †) bedacht. Das war Alles.

Zu dieser summarischen Abführung bemerkt Aubanel:

20. Juni 1860.

„Ich füge der Sendung die letzte Nummer der „Revue des bibliothèques“ bei, wo du mich als gefährlichen und doppelt verurteilten Schriftsteller mit zwei Kreuzen

gekreuzigt finden wirst. Der Fußtritt ist roh und besonders dumm. Hier lacht man darüber ...."

Aubanel selbst aber verstand sich nicht zu dieser einzig richtigen Antwort auf solch ungeschicktes Manöver; es war ihm unmöglich, achselzuckend vorbeizuschreiten, wie das Mistral gethan hätte. Er blieb zeitlebens eine empfindsame Mimose und bedurfte stets freundschaftlicher Ermuntrung. Als einige Jahre später neue Anklagen gegen ihn erhoben wurden, die ihn und Mistral der äußersten Sinnlichkeit beschuldigten und die beiden Dichter als verabscheuungswürdige Menschen hinstellten, sandte ihm Alphonse Daudet von Paris aus folgenden Trostbrief:[1])

„.... Du armer Dichter! Solche Geschichten gehen dir also wirklich nahe! Was liegt dir denn an diesem Herrn, frage ich bloß! Es ist doch ganz natürlich, daß er sich an dir und Mistral vergreift, die ihr unsre zwei wahren Dichter seid! .... Bedenke doch, daß ich soviel bin wie jener Herr! und daß dein und Mistrals Buch stets auf meinem Pulte liegt, und daß ich von Zeit zu Zeit darin lese, wie ich in meinem Musset, meinem Lafontaine, meinem Rabelais lese! Geh doch! Und nicht ich allein weine beim Lesen der „Granate"! Ach, du Armer, wenn du in unserm Schmutz, unserm Haß, unserm Spotte lebtest, so müßtest du ja von Sinnen kommen."

Damals hatte Aubanel noch keine Ahnung davon, um wie viel schlimmer ihm kurzsichtige Ängstlichkeit zwei Jahrzehnte später mitspielen sollte. Die Veranlassung dazu gab sein Meisterwerk, gaben die lächelnden, sonnigen, feurigen „Töchter Avignons".

1) Legré a. a. O. S. 127.

III. „Die Töchter Avignons“.

Der „halbgeöffnete Granatapfel“ bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der neuprovenzalischen Literatur. Die Leidenschaft, die in den Erzeugnissen der jungen Schule noch kaum zu ihrem Rechte gelangt war — denn auch in der „Mirèio“ kann von eigentlicher Leidenschaft nicht die Rede sein — hier wagte sie ihren ersten gequälten Aufschrei. Es war ein Schrei, der vom Herzen kam und darum auch zum Herzen ging; das bezeugt der Jubel, der Aubanels erstes Werk überall begrüßte.

Unter Führung der Liebe hatte Aubanel den Weg gefunden, der ihn leiten sollte in das Reich der wahren Kunst, und auf ihm strebte er unentwegt nach oben.

Angesichts des seligen Friedens, den seine Vermählung wie eine bergende Wolke um ihn gezogen hatte, meinten die Freunde, seine poetische Begeisterung, die bis dahin durch den Anhauch der Schmerzen angefacht worden war, könne erlöschen. Mistral z. B. klagte einem Bekannten: er fürchte, in den Zweigen des wilden Granatbaumes dürften die Vögel der Provence wohl nie mehr ein helles Lied anstimmen, was recht betrübend wäre für ihn und die Freunde und wenig schmeichelhaft für den Gott der Ehe.

Aber sie hatten sich glücklicherweise geirrt. Aus der Trägheit des Glücks, in die seine Seele versank, quoll ihm ein Jungbrunnen neuer Kraft, und mit weisem Bedacht reihte er Lied an Lied. Es wurde schon betont, wie sorgfältig Aubanel bei Abfassung seiner Gedichte verfuhr, wie ängstlich er den Augenblick der richtigen Stimmung abwartete und wie gewissenhaft er an seinen Versen herumbesserte. Zudem gestatteten ihm die Geschäfte nur eine beschränkte Muße, und nicht in jeder Jahreszeit stellte sich die Göttin bei ihm ein. Winterüber verstummte gewöhnlich sein Gesang; er selbst deutet dies in einem seiner schönsten Lieder an, wo er jubelt:

„Voll Lieder ist die Seele mein,
Singvögel, die im Winter schweigen!"

Daher sehnte er sich immer heiß nach der Wiederkunft des Frühlings. Die junge Lenzessonne, die Luft und Wasser, Feld, Wald und Heide mit blühendem, duftendem, hallendem Leben erfüllt, löste auch seine Seele vom Bann und küßte den schlummernden Genius wach. Eine ähnlich glückliche Wirkung auf ihn übte der Sommer, gefolgt von dem sich allmählich vorbereitenden Sterbegang der Erde, grade als ob die Glut, die der Sommer in ihm aufgehäuft, in seinem Liede zum flammenden Durchbruch gelangte. Im April, im August und Oktober entstanden die schönsten seiner Gedichte. Die innigsten, duftigsten, im April, die Gesänge der Sehnsucht nach Licht und nach Liebe: Aprilabend, Brautglück, Doppelfrühling, Osterglocken, Spätfrühling und andre; die glühendsten, feurigsten im August und Oktober: Bèumouno, der Ball; eine Venetianerin, die Venus von Arles, die Venus von Avignon.

Wenig Sorge machte Aubanel die Wahl der Stoffe zu seinen Liedern; er beobachtete vor allem das weise Dichterwort und griff hinein in's volle Menschenleben. Er schrieb nur, was ihm auf die Nägel brannte, was er liebte, litt und lebte.

Dieser Satz deutet auch die Grenzen seiner Kunst an. Die ihn umgebende Welt in Natur und Menschenleben spiegelte sich in seinem Vers nur, insofern sie in irgend einer Beziehung stand zu seinem Gefühl. Aubanel kennt nur die Freuden und Schmerzen des Gemüts; der Schmerz des Gedankens kommt in seiner Poesie nirgends zur Geltung. Die christliche Lehre über Ursprung und Ziel des Menschen, der Menschheit und der Schöpfung galt ihm als einzige Lebensphilosophie; deshalb fand er sich durch nichts gedrängt, der Sphinx des Lebens näher zu treten und ihr verwirrendes Rätsel zu lösen. Zwar scheint auch er Augenblicke gehabt zu haben, wo bei ihm, angesichts des stets wachsenden Unglaubens und im Verkehr mit geistig bedeutenden freidenkenden Freunden, der Zweifel an das Thor des Glaubens pochte; nur hat er den fahrenden Gesellen kurzer Hand fortgewiesen und in seiner Poesie auch nicht mit einem Verse bedacht.

Ein Brief an die katholische Schriftstellerin Marie Jenna (Pseudonym für Frl. Cécile Renard), die bei der Lektüre der „Miougrano" zur Dichterin geworden war und Aubanel ihre achtenswerten: „Elévations poétiques et littéraires" überreicht hatte, läßt wenigstens auf solche innerliche Kämpfe schließen. Er schreibt ihr im August 1860 [1]):

1) Paul Mariéton: Marie Jenna et les félibres. (Revue felibréenne, XII, 7—12, 1896).

„Ich bewundre sehr Ihre „Élévations", dies feste und schöne Buch voll Kraft und Zartgefühl, leuchtend von Glauben. In der gegenwärtigen Zeit ist ein solches Buch eine gute That, denn unter den Dichterstimmen dieser Tage kenne ich keine so begeisterte und gläubige wie die Ihre, jetzt, da Reboul und Turquety tot sind, und Lamartine weder Gott hat noch König und Leier. Ja, die Dichter können leider das Kreuzzeichen nicht mehr machen!

Ihr Buch liegt vor mir auf dem Tisch. Ich liebe Sie, Fräulein, weil Sie das geschrieben haben. Ich lese Sie wieder und wieder. Ich weiß ganze Gedichte daraus, und wie diese erschütternden Strophen mir zu Herzen gehen:

Et vous le savez bien qu'il est des heures sombres
Où l'avenir pâlit et s'enveloppe d'ombres,
Où le pied, qui frémit, craint d'aller plus avant,
Où le monde créé n'a plus rien qu'on envie,
Où l'on voudrait jeter le reste de sa vie
Comme une feuille au vent.

„O ja, ich weiß das wohl .... und ich schaudre darob: Da muß ich schnell meinen kleinen Jean umarmen! Ich übersende Ihnen die Photographie des lieben Engels; beten Sie für ihn, mein Fräulein, daß Gott einen Mann, doch vor allem einen Christen aus ihm mache. Sobald er groß genug ist, Sie zu verstehen, lese ich ihm Ihre wundervolle, rührende Elegie an René vor."

Der Mangel eines tieferen Gedankeninhalts beraubt Aubanels Werke allerdings einer großen Anziehung, und seine Verse durchbebt nicht jene peinvolle Wollust der Seele, die sich des Lesers z. B. bei Leopardi oder Lenau

bemächtigt. Diese Lücke wird aber in gewisser Hinsicht ausgefüllt durch die Treue und Glut des Gefühls.

War Aubanel auch wenig von Glaubenszweifeln heimgesucht, so hatte er gar schwer an dem Kampf der beiden Menschen zu tragen, die in jedes Einzelnen Brust wohnen. Dieser Streit entbrannte in ihm um so heißer, je entschiedener er keinen seiner religiösen Grundsätze opfern wollte. Von dem aufregenden Duell zwischen Geist und Sinnlichkeit tönt aus seinen Gedichten manch ergreifender Wiederhall und zwingt zum Mitgefühl. Kein Dichter ist in dieser Beziehung wahrer gewesen. Die „Fiho d'Avignoun" enthalten die Beichte seines Mannesalters. Als solche wollen sie aufgefaßt sein.

Die Poesie half ihm diesen seelischen Zwist siegreich durchkämpfen. In Liedern macht sich die bedrängte Psyche Luft und jedes Lied bezeichnet einen Sieg des Menschen. Wenn die Schilderung manchmal glühend ausfällt, so beweist das nur, daß die Versuchung besonders stark gewesen, denn zu dem heißen Kampf gehört wohl ein heißes Lied.

Beschränkte oder überängstliche Geister, Leute, die nur eine Literatur für die reifere Jugend als berechtigt anerkennen und das Augustinische Wort: ein christlicher Dichter dürfe nur so schreiben, als ob ein Engel diktiere und eine Jungfrau die Feder führe, als einzigliterarische Norm aufstellen möchten, werden darin allein die Lust an der sinnlichen Schilderung erblicken und diese Gedichte als gemeingefährlich verurteilen. Für Betschwestern und für Backfische sind manche allerdings nicht geschrieben; Aubanel aber ward, bei ihrer Abfassung, stets von dem Gedanken getragen, nur das Schöne und Gute warm und ehrlich gewollt, und auch in den „Töchtern Avignons"

„obro de jouvènço e d'ounouro“ geschaffen zu haben. Und er hatte recht.

Als typisches Beispiel dafür, wie ein gewisser Teil des provenzalischen Publikums ihn in dieser Hinsicht beurteilte, will ich sein Verhältnis zu Roumanille erörtern, das ja, wie schon oben kurz betont wurde, auf schroffe Weise gelöst ward.

Roumanille vertrat in Sachen der Poesie einen sehr engherzigen Standpunkt. „In meinen Augen, so bekennt er selbst, ist die Kunst nichts oder doch nur sehr wenig, wenn sie nicht bestrebt ist, Fehler und Vorurteile lächerlich zu machen, das Böse zu geißeln, das Gute zu preisen; die Liebe zu Gott, zur Tugend, zur Arbeit zu fördern.“

Nach ihm wäre es also Hauptaufgabe des Dichters, wie des Predigers, die Menschen zu bessern; gelingt es ihm dabei noch ein ordentliches Gedicht zustande zu bringen, so schadet das nichts. Von dem Grundsatz, der Kunst als einzige Aufgabe die Darstellung des Schönen zuzuweisen, war Roumanille meilenweit entfernt, und es kam ihm nicht in den Sinn, in seiner Poetik der Leidenschaft auch nur ein bescheidenes Plätzchen einzuräumen.

Durch diese Biedermeiersbrille betrachtete er denn auch die ersten Poesieen Aubanels und bespöttelte sie als „Vers d'artiste“. Aus den verschiedenen Briefen an Duret hat der Leser zur Genüge den verdrossenen Ton gehört, worin er sich über die „Miôugrano“ und ihren Dichter ergeht. Kam ihm dieser erste Band stellenweise als zu stark vor, so mußten ihn die späteren Dichtungen mit Abscheu erfüllen. Ein Brief an die obengenannte Marie Jenna klärt uns über seine diesbezüglichen Ansichten auf.

24. Dezember 1868 [1]).

.... Der liebenswürdige Verfasser der „Mióugrano" glaubt auf dem guten Wege zu sein, und weder ich .... noch Sie sind imstande ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Die „Mióugrano", dieser unvergleichliche Schafstall, den unser Dichter verlassen, ein Schäfchen, daß ich so sehr geliebt habe und selbst heute noch sehr liebe, wird oder darf in seinen Augen nur wie eine Wiege sein, wie ein Nest, darin er als Kind gelallt und gestammelt hat ....

Aber jetzt ist das ganz anders geworden: nun ist er ein Mann! Er lallt und stammelt nicht mehr! Er steht in der ganzen Kraft der Männlichkeit! Er hat von niemand Ratschläge und Ermahnungen anzunehmen. Sein Werk ist, seiner letzten Art gemäß, zu weit fortgeschritten, als daß er darauf zurückkommen könnte. Wenn man zwei fünfaktige Dramen verfertigt, und was für Dramen! und einen Band Verse, die der „Venus d'Arle" und der „Venus d'Avignoun" gleichen, und „Haare", lange, üppige Haare der Unbekannten besungen hat, so empfängt man die Freunde übel, sie mögen Mistral .... Jenna .... oder Rouma heißen, wenn sie, nachdem das Werk beendet oder schon so gut wie beendet ist, kommen und dem Verfasser bemerken könnten: „Aber das hier, aber das da, aber das Übrige!" Da haben Sie, liebe Schwester, meine ganze Meinung über diese Sache. Es gab eine Zeit, wo meine Ratschläge befolgt wurden, wo man sich an die Richtschnur hielt, die ich durch Wort und Beispiel gezogen; die Zeit ist längst vorbei und kehrt nie wieder. Wenn ich auf diesen Punkt des näheren eingehen wollte, könnte ich mir

---

1) Roumanille, Lettres choisies à Marie Jenna. (Revue felibréenne, XIII, 7—12, 1896).

leicht die Bemerkung zuziehen, ich sei ja kein „Künstler“, oder doch wenigstens, ich fasse die „Kunst“ nach Art der Spießbürger auf. So lange es mir möglich gewesen, habe ich in der Beziehung einen Einfluß ausgeübt, den ich und andre als gut ansehen. Jetzt würde ich den Rufer in der Wüste spielen, und der Rufer würde ausgelacht werden. Lassen wir deshalb dem Strome seinen Lauf. Er laufe, wohin er will, mich geht es nichts mehr an .... Im übrigen finden sich darunter, wie Sie ja selbst wissen, Schönheiten ersten Ranges. Nur wünschten viele, und wir gehören dazu — seien wir froh darüber! — der Dichter möchte andre Stoffe damit ausschmücken und in ganz andrer Gesinnung.

„Ich war versucht gewesen, Ihnen zum Belege dessen, was ich gesagt, eine wörtliche Übersetzung des Stückes[1]) einzusenden, das Sie so sehr bekümmert; meine Frau aber rät mir davon ab: den Frauen ist ein Zartgefühl eigen, das uns mangelt. Doch übertreiben wir nichts! Wenn ich versucht gewesen war, Ihnen das Gemälde zu unterbreiten, so gestehe ich damit, daß viele „Künstler“ es nicht anstößig finden.“

„.... Ich werfe gern einen Mantel über die Blößen meiner Freunde. Auch hoffe ich, es geht alles noch besser, als zu erwarten steht. Selbst heidnische Dichter finden ihren Weg nach Damaskus.“

Doch nicht bloß als Poeten waren beide Männer verschieden; auch in der Auffassung, die sie von ihren Pflichten als Katholiken hatten, huldigten sie verschiedenen Grundsätzen.

Roumanille war der starre Gläubige, der mit Andersdenkenden nichts gemein haben wollte, was der Folgerichtig-

1) Wahrscheinlich handelt es sich um die Venus d'Arel.

keit seiner ganzen Lebensauffassung nur zur Ehre gereicht; Aubanel dagegen konnte, als toleranter Geist, mit jedermann Umgang pflegen, ohne sich dafür in religiöser Beziehung das Geringste zu vergeben. Folgender kleiner Zug ist in der Hinsicht für beide kennzeichnend. Duret wünschte, die Freunde möchten die „Revue internationale", zu der er einige Artikel über das Neuprovenzalische beisteuern sollte, in Avignon empfehlen.

Roumanille schlug ihm die Bitte rundweg ab mit den Worten: „Was soll ich eigentlich für deine „Revue internationale" thun?" Die Revue ist weder katholisch noch apostolisch, noch römisch; ich aber bin Römer, Romanus, Roumanille, apostolisch und katholisch. Was kann ich also für deine Revue thun? Darin schreiben? Ich schreibe nur meinen Freunden! Sie in Avignon empfehlen? Avignon kümmert sich um gar keine Revue, Avignon liest und empfiehlt nur eine Revue, den „Armana".

Aubanel dagegen antwortete: „Ich will Schritte thun, die „Revue internationale" hier einzubürgern und habe mich selbst darauf abonniert."

Daher blieb es Roumanille auch unbegreiflich, daß ein so treuer Katholik wie Aubanel, dessen religiöse Gesinnung und edle Absichten er nie bezweifelte, diese Überzeugung in seiner Poesie so ganz, wie er meinte, verleugnen konnte. Er verstand nicht, daß eben der Katholik in Aubanel die glühenden Lieder anstimmte, daß aus seinen Strophen der Wellenschlag der Brandung herauszuhören war, die er als braver Schwimmer Gottes durchschwamm.

Am 9. Januar 1869, als der vollständige Bruch mit Aubanel schon erfolgt war, schreibt er an Marie Jenna:

„Unser A. glaubt auf dem guten Wege zu sein und das nach bester Überzeugung. Das hat ihn nie verhindert,

seinen religiösen Pflichten nachzukommen und ein Christ zu sein äußerlich und innerlich. Dieser Umstand vor allem steigert in den Augen der christlichen Dichter den auffallenden Gegensatz zwischen den kernigen Überzeugungen des Mannes und so vielen neuen Gedichten des „Felibers". Man weiß nicht, wie man den Glauben des ersteren und die Werke des letzteren erklären und mit einander in Uebereinstimmung setzen kann. C'est étrange!"

Die Verdrossenheit aber, mit der sich der Dichter der „Margarideto" in den ersten Briefen an Duret über Aubanel ausläßt, kann im Folgenden ihren Grund haben.

Roumanille gebührt der unbestrittene Ruhm, an erster Stelle die Wiederbelebung der provenzalischen Literatur angebahnt und gefördert zu haben. An seiner Seite, an seiner Hand sind Mistral, Aubanel und die übrigen Feliber der ersten Stunde in die Öffentlichkeit getreten; er hatte sie für das Provenzalische gewonnen. Seiner Ansicht gemäß aber sollte die neue Poesie Heimatkunst im engsten Sinne treiben. Provenzalisch geschrieben und gedichtet sollte werden ausschließlich für die Provenzalen, und zwar zu dem Zwecke, die edlen Gesinnungen im Volke zu beleben und zu stärken, und die Leute zum Lachen zu bringen, damit sie nicht zu weinen bräuchten. Dieses Programm entsprach ganz genau den Anforderungen seiner frommen Ästhetik, und seine Natur konnte sich bequem in diese engen Schranken bannen. Er that das bekanntlich mit ziemlichem Glück und ist noch heute einer der hervorragendsten Schriftsteller des Felibertums. Aber Eines schickt sich nicht für Alle, und was seiner Begabung angemessen war, empfanden andre bald als willkürliche Beschränkung.

Mistral und Aubanel waren nicht gesonnen, an den von dem älteren Genossen gesteckten Marken stehen zu bleiben.

Die Zwangsjacke, die Roumanille ihnen umwerfen wollte, ward ihrer jungen Kraft bald lästig; sie streiften sie fröhlich ab, reckten die geschnürten Arme und schritten eigene Wege. Sie wollten Werke schaffen, die auch in der Weltliteratur mit Ehren bestehen könnten; Aubanel richtete sich dabei nur nach dem einzigen Gesetze der Schönheit. Das nannte Roumanille „nach Künstlermanier dichten“.

Der Ruhm der jüngeren Freunde überstrahlte bald den des Margaridetodichters. Die Überlegenheit Mistrals hatte er freudig anzuerkennen vermocht, und er schrieb sich die Ehre zu, den Stern von Maiano entdeckt zu haben. Nach dem Erscheinen der „Mióugrano“ aber ward er als Dichter an die dritte Stelle verdrängt; das schmerzte ihn. Der Einfluß, den er zu Anfang als poetischer Nestor ausgeübt hatte, ging verloren; das kränkte ihn. Im Ausland, in Literaten- und Künstlerkreisen, deren Beifall ihm trotz seiner scheinbaren Gleichgiltigkeit doch recht angenehm war, galten die Dioskuren Mistral und Aubanel als die Doppelgipfel des südfranzösischen Parnasses; das wurmte ihn. Deshalb der verkappte Spott, deshalb der heimliche Ärger, der ihm manchmal aus der Feder fließt.

Die Freundschaft der zwei Dichter konnte bei dieser Verschiedenheit der Charaktere und Anschauungen auf die Dauer nicht ungetrübt bleiben. Zu Anfang ihrer Bekanntschaft waren sie allerdings aufs innigste mit einander verbunden. Aubanel selbst zeugt dafür in dem 1852 verfaßten Weihnachtslied: „Ein Freundespaar“, das mit den Versen anhebt:

Iéu emé Roumaniho
Sian un parèu d'ami![1])

---

1) Li Nouvè; Avignon 1857, S. 89.

Einige Jahre nach der Gründung des Feliberbundes schon scheint sich Aubanel schmollend zurückgezogen zu haben; warum, ist nicht genau bekannt. Roumanille beklagt sich bei Duret verschiedentlich über sein Benehmen und schreibt es dem Wunsche zu, aufzufallen oder sich bitten zu lassen. Er behauptet, Aubanel habe sich 1858 geweigert, den Druck des „Armana Prouvençau“ fortzuführen, giebt aber nichts Näheres und Bestimmtes an. Er zeiht den Freund der Undankbarkeit. „Wenn ich ein Ei mit soviel Liebe ausgebrütet habe, sagt er, so hatte ich nicht erwartet, daß mich das Küchlein so behandeln könnte.“ Großen Schmerz wird ihm Aubanels Zurückhaltung aber nicht bereitet haben: im Gegenteil, sie wird seinen geheimen Wünschen entgegengekommen sein. Am 8. Oktober 1858 lesen wir von ihm: „Aubanel sagt sich mehr und mehr von uns los. Ich bin nicht der Mann, ihn kniefällig zu bitten zu uns zurückzukehren. Ich habe, ihn zu behalten, Alles gethan, was in meinen Kräften stand. Er hat sich selbst von unserm Kreise ausgeschieden. So möge er denn draußen bleiben! Das sage ich ohne Groll und betone, daß der liebe Eigensinn in literarischer Hinsicht mehr auf mich angewiesen ist als ich auf ihn. Was Mistral angeht, so sind wir zwei enger verbunden als je; wir gehen zusammen als zwei gute alte Freunde. Wir helfen uns gegenseitig und führen die Barke zusammen. Wir sind stark genug dafür; ein dritter Ruderer könnte uns sicher nur hindern.“

Am 18. März 1859 dagegen heißt es: „Was Aubanel betrifft, so habe ich alle Wolken an seinem Himmel verscheucht. Die Dreifaltigkeit ist wiederhergestellt. Deo gratias!“

Somit scheint das alte Einverständnis, und zwar auch zu Roumanilles Befriedigung, zurückgekehrt zu sein.

Eine Erklärung für das auffallende Benehmen Aubanels in diesen Jahren ließe sich wohl erzielen mit Hinweis auf die seelische Erschütterung, die ihn bei der unerwarteten Durchreise Zanis befallen hatte. Er lebte damals eine Zeit lang in der größten Aufregung und ward viel vom Trübsinn heimgesucht. Einige, noch unveröffentlichte Briefe an Legré gewähren, neben denen an die Schwägerin in Pierrerue, einen Einblick in sein zerrissenes Gemüt.

Am 4. August 1858 z. B. klagt er:

„Seit deiner Abreise bin ich krank und traurig. Du warst mir eine süße Zerstreuung; ich bin in das schwärzeste Elend, in das tiefste Leid zurückgesunken. Jennys Reise nach Galatz war für mich ein fürchterlicher Schlag, den ich zuerst nicht verspürt habe, der mich jetzt aber lähmt. Ich pries mich glücklich, bei ihrer Durchreise fortgewesen zu sein, und jetzt bin ich wie wahnsinnig darüber, daß ich sie nicht gesehen habe. Mein Gott, welches Elend ist doch die Liebe! Ich bin wirklich krank, ich kann nicht essen und verliere den Kopf; ich verberge mich vor jedermann im Haus .... Mein Herz krampft sich zusammen, krampft sich so zusammen, daß ich ersticke! Mein Gott, was soll noch aus mir werden!“

Tags darauf fährt er fort:

„Ich verbrachte einen Teil von gestern und vorgestern im Bett. Es ist furchtbar, wie ich leide! Wenn ich nur weinen könnte! Was gäbe ich darum, mein Leid in Thränen ertränken zu können! Ach, ich leide! Mein Herz ist zerrissen! Mein Gott, erbarme dich meiner, rette mich! Leb wohl, L., ...; liebe mich sehr, denn ich bin sehr unglücklich!“

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß der auf den höchsten Gipfel der Reizbarkeit gebrachte Dichter die Genossen floh und sich in die Einsamkeit vergrub.

Nach seiner Aussöhnung mit Roumanille beteiligte sich Aubanel an den ersten Kundgebungen, die das Felibrige veranstaltete.[1]) Am 17. April 1861 sang ersterer auf Aubanels Vermählung ein muntres Hochzeitscarmen. Dieser erwiderte die Freundlichkeit im Mai 1863 und sandte an Roumanille und seine junge Gattin das hübsche Lied „La Roso de Roumaniho“, das er aber nicht in die „Töchter Avignons“ aufnahm.[2])

Bald trat eine neue Entfremdung ein, wahrscheinlich infolge der freieren Töne, die Aubanels Muse anschlug; der Riß ward stets größer, und Ende 1868 erfolgte der Bruch.

Aubanel war es, der die Freundschaft aufsagte; er betrachtete sich mithin als den Beleidigten. Mit Sicherheit ist nicht zu ermitteln, was den letzten Anstoß zur vollständigen Lösung jeder Beziehungen gegeben hat. Nach den Andeutungen zu schließen, die ich auf verschiedentliche Anfragen von gutunterrichteter Seite erhalten habe, scheint auch noch ein geschäftliches Zerwürfnis — Roumanille war ebenfalls Buchhändler — eingetreten zu sein.

Roumanille schützt auffallenderweise über die ganze Angelegenheit fast vollständige Unwissenheit vor. An Marie Jenna schreibt er am 9. Januar 1869: „Die Verhältnisse haben sich so schlimm gestaltet, — ohne daß ich recht weiß warum — daß Aubanel mich seit einem Monat weder grüßt noch besucht.“

Aubanel dagegen fühlte sich aufs tiefste verletzt und gab diesen Gefühlen verschiedentlich Ausdruck. Er stand damals im lebhaften Briefwechsel mit Mignon, und wie Roumanille Marie Jenna zur Vertrauten machte, so klagte Aubanel jener sein Leid.

1) Welter: a. a. O. S. 49 ff.
2) Lou Rèire-Soulèu, S. 74.

Am 4. Februar 1869 lesen wir: [1])

„Ich habe kürzlich mit den größten Verdruß meiner Tage erfahren; ein lebenslänglicher Freund hat mich auf die traurigste und betrübendste Weise verlassen, ein Freund, mit dem ich wie ein Bruder gewesen. Im ersten Augenblicke der Entrüstung und des Schmerzes habe ich ein Sonett des Zornes geschrieben, ich, der bis jetzt nur Sonette der Liebe gedichtet."

Dies Sonett hatte er am 9. Januar 1869 an Legré gesandt, der es in der Biographie Aubanels sowie im „Rèire-Soulèu" zum Abdruck bringt: [2])

Die Spinne.

(An einen Verräter).

Weil du es so gewollt, Elender, weil du preis
Gegeben hast die Freundschaft, die uns lang umfangen,
Weil du aus Haß zu mir Schleichwege bist gegangen,
Gleich einem räudgen Hund, gleich niedrigem Geschmeiß

Stoß ich dich fort und schieb den Riegel vor mit Fleiß.
Hinaus mit dir, du Schuft! Die Liebe, das Verlangen,
Du schlugst sie tot! — Einst, als die Morgenglocken klangen
Schritt ich durchs Frühlingsfeld: ich sah ein hübsches Reis

Am blüh'nden Hagedorn, und mitten in dem Hag
Kroch eine Spinne, grau und scheußlich, durch die Blätter:
Da plötzlich hüllte schwarz Gewölk den lichten Tag;

Der Donner grollte dumpf, es stieg ein arges Wetter —
Hinsank der Blumen Pracht; die Spinne blieb jedoch,
Die, ihren giftgen Faden webend, scheußlich weiterkroch.

1) S. Bourreline, „Lettres à Mignon"; Avignon 1899, Seite 81 ff.

2) Ebd. S. 83.

Von dem Tage an, wo er am Freunde irr geworden, lehnte Aubanel jede Annäherung ab. „Mistral, Roumieux, Glaize, so erzählte mir sein Sohn, suchten zu vermitteln. Vergebens. Mein Vater, der nichts halb zu thun pflegte, entgegnete stets: „Ich wünsche ihm nichts Übles; aber er bleibe zu Haus und lasse mich ruhig.“ Und so hielt er es bis zu seinem Tode“.

Einmal mißtrauisch geworden, glaubte Aubanel, Roumanille habe sich seinen literarischen Widersachern angeschlossen und trage eine große Schuld an dem Verdruß, den ihm seine neuesten Gedichte verursachen sollten.

Wie für die „Miôugrano“, so wagte er auch nicht diese Stücke, von denen einige schon allgemein bekannt waren, zu einem Bande zu vereinigen. Auch hier mußten die Freunde sein Zaudern durch ihr Zureden brechen. Auf der andern Seite rührten sich aber auch die Gegner wieder, um die Veröffentlichung zu hintertreiben. Sie warben Bundesgenossen sogar in der Familie des Dichters, wo sie durch seine ältere, sehr fromme Schwester einwirken wollten.

Aubanel litt unter der Beschränktheit dieser Leute, die seine reinsten Absichten verdächtigten.

Am 1. Januar 1863 schreibt er an Legré, in Bezug auf einen solchen Angriff, folgenden noch unveröffentlichten Brief:

„Der Artikel der „Revue“ ist unsinnig! Es ist wirklich betrübend, solche falsche Köpfe und niedrige Herzen grade dort zu finden, wo der höchste Verstand und die größte Vorurteilslosigkeit vorwalten sollten. Und nun geh' hin und treibe ehrliche Kunst! Hege das reine Feuer der Schönheit, das dich verzehrt, und man zeigt auf dich mit Fingern wie auf eine gefährliche Bestie! Wollen diese Erzdummköpfe denn die Welt zu einem großen Karthäuserkloster machen? Wenn sie schwarze Tinte und Galle haben,

damit das Papier zu besudeln, warum verwenden sie diese nicht gegen die schlechten Werke und die schlechten Menschen? Aber die Feliber, die so gut, so harmlos, so christlich sind, welche Borniertheit, welche Dummheit, die in den Bann zu thun wie Ketzer und Aussätzige!"

Besonders hart setzten ihm die Feinde während des Jahres 1868 zu. Verschiedene Briefe [1]) melden davon.

17. Februar.

„..... Der letzte Monat ist sehr schlimm für mich gewesen. Nach einer schweren Krankheit, von der ich kaum hergestellt bin, habe ich ein großes Herzeleid empfunden. Ich werde dir das erzählen. Meine inniggeliebte Josefa ist glücklicherweise von wunderbarer Zärtlichkeit und Hingebung für mich gewesen. Mein Gott, mein Gott! was giebt es doch für dumme Leute auf der Welt!"

11. Juli.

„Die Verfolgungen wegen meiner armen Gedichte brechen wieder aufs heftigste los. Das verursacht mir schrecklichen Kummer! Hat man in ein Werk das Beste seines Herzens und seines Geistes hineingelegt, und man muß dies Werk auf eselhafte Weise verkannt und grimmig verfolgt sehen, ach, wie ist das Herz dann so traurig! ... Niemals hätte ich geglaubt, daß mir so etwas begegnen könnte, so albern ist es und rücksichtslos!"

Übrigens war Aubanel fest entschlossen nicht nachzugeben und sein Werk nicht zu vernichten, wozu man ihn durch Drohungen nötigen wollte.

24. Juli 1868.

„Die schmerzliche Geschichte der beschränkten Nachstellungen ist noch nicht vorüber. Doch glaube mir: ich bleibe standhaft und gebe nichts preis."

1) Legré a. a. O. S. 332 ff.

Gelang es den Gegnern nicht, den Dichter zum Schweigen zu bringen, so erreichten sie doch soviel, daß er aus Furcht vor dem materiellen Schaden, den sie ihm androhten, die Veröffentlichung seines Werkes immer und immer aufschob.

Endlich, im Jahre 1879, schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben. Am 17. November vertraute er dem Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit „das große Geheimnis" an und schrieb eine Woche später:

„Mein Manuskript ist vollständig fertig. Ich glaube, mein nächstes Werk wird sehr schön, sehr glänzend, sehr lebendig werden. Schweig darüber, ich bitte dich. Das ist für mich von der größten Wichtigkeit."

Aber auch diesmal wurde sein Vorhaben vereitelt. Um dieselbe Zeit veröffentlichte nämlich eine Pariser Zeitschrift, im Anschluß an eine biographische Notiz über Aubanel, eine Übersetzung der „Venus d'Arle", die ein Freund, ohne des Dichters Vorwissen, eingesandt hatte. Das Gedicht war schon manchmal, so vor kurzem in Arles, vor einem großen Publikum vorgetragen worden; nichtsdestoweniger suchten Aubanels Gegner aus dieser Veröffentlichung Kapital zu schlagen und griffen dafür zu einer erbärmlichen Hinterlist. Der Dichter selbst setzt sie in nachstehendem Brief an Legré auseinander.

7. Dezember 1879.

„Ich bin sehr verdrießlich und komme mir bei deiner treuen und altbewährten Freundschaft Rat holen. Der Lump von[1]) .... (du weißt, wen ich meine!) hat meine Biographie in den „Hommes du Jour", für die ich gar nicht kann, und worin man, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen, die Übersetzung der „Venus d'Arle" abgedruckt

---

1) Roumanille ist gemeint.

hat, in zahlreichen Exemplaren[1]) an den Klerus und die frommen Familien Avignons verteilen lassen. Darüber erhob sich denn eine große Entrüstung; ich wurde als ein Renegat, ein Gottloser, ein Unflätiger angesehen. Es sind mir widerliche anonyme Briefe zugegangen. Vor solchen Sachen ekelt es einen immer, wenn man auch nur mit einem Schuft zu thun hat und mit einer kleinen Anzahl Dummköpfe oder Überspannter, die sich mit fortreißen ließen. Ich verliere kein Wort darüber; das ist das Beste, und ich hoffe, die Sache wird sich allmählich legen. Nur war ich willens meine sämtlichen Gedichte in Paris bei einem bedeutenden Verleger herauszugeben, der mir den Vorschlag dazu gemacht hatte; doch jetzt, angesichts eines solchen Sturmes, zögre ich und weiß nicht, wie ich handeln soll. Vor soviel Böswilligkeit schrecke ich zurück. Wenn ich allein stände, würde ich allem trotzen; aber ich bin weder allein noch frei. Andrerseits schafft es mir auch großen Kummer, mein dichterisches Werk nun in der Mappe halten zu müssen, so daß es vielleicht nie das Tageslicht erblickt. Ich spreche mit niemand darüber, ich muß alles schweigend hinunterwürgen."

Im Jahre 1885 versuchte er zum letzten Mal eine endgiltige Veröffentlichung. Seine Gattin warnte ihn mit sorgender Liebe. „Thu es nicht, Theodor, bat sie; du wirst sehen, du schaffst dir Verdruß." „Ach was, meinte der Dichter, was soll mir denn viel widerfahren? Zudem lasse ich es nur in 200 Exemplaren, und nur für die Freunde, drucken".

So wanderte das Manuskript in die Druckerei, und am 6. Februar übersandte er Freund Legré ein Exemplar

1) Das Gedicht ward von unbekannter Hand abgeschrieben, und die Abschriften durch die Post an die gesamte Geistlichkeit der Diözese versandt.

der „Filio d'Avignoun“, sein ganzes Poetenleben, wie er sagte.

Da geschah ein Unerwartetes! Von den Exemplaren, die Aubanel während der ersten Tage den besten seiner Freunde überreichte, kam eins dem Erzbischof zu Augen. Dieser las die Übersetzung, denn als richtiger Nordfranzose hatte er sich nie die Mühe gegeben, provenzalisch zu lernen, nahm Anstoß an dem leidenschaftlichen Tone verschiedner Gedichte und beschloß, auf das Drängen übelgesinnter Ratgeber, eine weitere Verbreitung des Buches zu hindern. Er ließ Aubanel vor sich kommen und drohte, seinem Haus die wichtigen, von Alters her überkommenen Titel und Privilegien zu entziehen, wenn er nicht mit der Austeilung des Buches innehalte und die noch übrigen Exemplare verbrenne.

Vor dieser Maßregelung erschrak der Dichter. Er konnte seine Familie (er führte, nach dem Tode seines zweiten Bruders das Geschäft in seinem und der Schwägerin Namen weiter) solchem Verluste nicht aussetzen und versprach sich zu fügen. Aber von dem Tage an war ihm das Dichten verleidet und gegen Ende des Jahres traf ihn der erste Schlaganfall.

In der Darstellung dieses Vorfalls gehen die Meinungen auseinander. Legré behauptet,[1]) nach Aubanels Mitteilungen, ein Verräter (wer, ist nicht schwer zu erraten), habe dem Erzbischof das Buch in böswilliger Absicht in die Hände gespielt und ihn zu dem gewaltsamen Einschreiten bestimmt. Roumanille war allerdings mit dem Inhalte der „Töchter Avignons“ durchaus nicht einverstanden

1) Legré a. a. O. S. 350f. S. Bourreline schließt sich seiner Darstellung in den „Lettres à Mignon“ durchgehends an.

und hatte diese seine Ansicht auch unumwunden ausgesprochen. Noch in seinem letzten Brief an Duret[1]) (29. Juli 1885) schreibt er mit offenbarer Beziehung auf Aubanel und sein neuestes Werk:

„.... Ich zähle jetzt fast zu den Großvätern und dürfte Verdienste genug vorzuweisen haben, um auf meine Pensionierung einzukommen. Jüngere sind nach mir gekommen, die auch schon anfangen grau zu werden; noch jüngere werden folgen, die das Haus, das wir mit soviel Liebe, Sorgfalt und Mühe aufgebaut haben, einreißen werden. Es geschehe damit, wie der liebe Gott will! Damit bekenne ich dir, mein lieber Viktor — doch es bleibt unter uns, — daß mich die Bestrebungen unserer jungen Feliber beunruhigen, und Paris sie allzusehr beeinflußt. Du weißt ebensogut — was sage ich, du weißt besser als ich —, was Paris verfertigt, erzählt, singt, ißt und trinkt! Unsre Jungen sind zu sehr Pariser, und die Laster des Nordens töten die Tugenden des Südens, wie die Ideen und die Sprache des Nordens unsre Ideen und unsre Sprache töten! Was kann aus einem parisianisierten Felibrige werden, frage ich dich? ....

„Mein lieber Viktor, wir sind wirklich alt geworden, denn unsre Schriften sind anständig und haben gesunden Menschenverstand. O wie sehr unterscheiden sie sich von den Schriften, die jetzt ein so großes Aufsehen erregen, die albernes Zeug bringen, Gestank und Tod verbreiten!"

Nach dem übereinstimmenden Urteil aller, die Roumanille näher gekannt haben, wäre er aber einer so kläglichen Handlungsweise, wie sie ihm von Aubanel in einem Briefe vom

1) Ritter, a. a. O. S. 115. 116,

7. Dezember 1879 und von Legré in seinem Werke vorgeworfen wird, unfähig gewesen.

Im teilweisen Widerspruch mit dem Berichte Legrés stellte mir ein guter Freund der beiden Dichter den Vorfall folgendermaßen dar: Ein Bekannter Aubanels, damals Pfarrer von Villeneuve-lez-Avignon, jetzt Erzbischof in einer nordfranzösischen Stadt, habe das Buch dem Erzbischof vorgezeigt, in der Meinung ihm eine Freude zu machen. Der Prälat blätterte darin, las Einiges, stutzte, stellte dem Pfarrer das Buch zurück und erbat sich von einem andern Freunde (wahrscheinlich von Roumanille), ein Exemplar zur sorgfältigen Durchsicht, worauf er sich zu dem bekannten Gewaltschritt entschloß.

Auf meine diesbezügliche Anfrage schreibt mir aber der in Frage stehende Kirchenfürst, er habe als Pfarrer von Villeneuve mit Aubanel keinerlei Beziehungen gepflegt und die „Töchter Avignons" nicht einmal gelesen. So fällt denn auch die obige Vermutung von selbst, und man sieht sich gezwungen der Anklage Legrés beizustimmen, der mir, mündlich und schriftlich, die eindringlichste Zusicherung gegeben, er wisse aus sicherer Quelle, daß niemand anders als Roumanille der Urheber jener Hinterlist gewesen sei. Mit der ausführlichen Darlegung dieser alten und verdrießlichen Geschichte möchte ich aber fast vergessenes Gezänke nicht wieder heraufbeschwören; ich glaubte nur den Freunden der neuprovenzalischen Renaissance, denen an dem Andenken beider Männer gelegen ist, die Erörterung der ganzen Angelegenheit schuldig zu sein.

Von den „Töchtern Avignons" hat Ludovic Legré 1891 eine neue, unveränderte Auflage besorgt, ohne daß sich diesmal das frühere Zetergeschrei wiederholt hätte.

Gehen wir nun auf den Inhalt dieses Bandes des näheren ein. Aubanel selbst hat in einem Briefe an den Freund die Hauptlinien einer solchen Besprechung gezogen, da er schreibt:

„Es würde einen schönen Artikel ergeben, wenn man mich darstellte als großen Liebhaber der Schönheit und Liebe, als warmen und gläubigen Christen, als Patrioten und Franzosen."

Dieser Fingerzeig soll uns bei unseren Ausführungen leiten. Der Schwerpunkt der Einführung fällt natürlich auf den ersten der angedeuteten Abschnitte.

Alles, was schön und sonnig ist in Natur und Leben wirkte auf Aubanel und zwang ihn zum Liede. Die Naturbilder der „Fiho" sind durchaus hervorragende Leistungen. Er verstand es, die Natur wunderbar zu beleben, eine Fülle von Einzelzügen in einen engen Rahmen zusammenzudrängen und das Ganze hochpoetisch und originell auszustatten.

Das folgende Sonett z. B. ist an Reichtum des Inhalts und Anschaulichkeit der Darstellung dem Vorzüglichsten zu vergleichen, was uns seit Homer an poetischen Schilderungen beschert ward.

Am Abend.[1])

Die Hacke schulternd ist der Mann nach Haus gekehrt;
Vom Garten kommt die Frau, die Schürze voll beschwert;
Das Hausvieh wallt zur Tränke, Mädchen ziehen singend,
Den vollen Wasserkrug auf runder Hüfte bringend.

Der Pinienhain sieht wie ein dunkler Fächer aus;
Mit rotem Scheine füllt des Herdes Glut das Haus;

---

1) Bei der Verdeutschung dieses und andrer Gedichte habe ich mir einige Abweichungen von dem strengen Bau des klassischen Alexandriners gestattet.

Die Kinder nehmen einen Kuß und gehn zu Bette,
Und all die Herde sucht des Stalls gewohnte Stätte.

Dazu der Hunde Bellen und der Hirten Schrein:
Vom Hals der Widder läuten hell die Herdenglocken,
Die Lämmer hungrig blöken und die Alten locken:

Am Himmel schirrt der Fuhrmann seine Ochsen ein;
Gott sät mit beiden Händen Sterne durch das All,
Und liebeskrank im Hage singt die Nachtigall!

Einen Liebling Aubanels besingt „Der Oelbaum", gleich ihm ein sehnsüchtiger Pflegling der Sonne. Und wie die Silberblätter des Oelbaums auch nach dem Untergange des Tages noch einen Abglanz seines Lichtes wiederzuspiegeln scheinen, so verklärt ein Strahl der Schönheit selbst die düstersten Schöpfungen unsers Dichters.

Der Oelbaum.

Im heitern Himmelsblau hebst du am Küstenhange
Den schlanken, immergrünen Wipfel, fächergleich;
Die Vöglein füllen dich mit hallendem Gesange,
Und weht vom Meer der Wind, lacht silbern dein Gezweig.

Dies Lachen, dem sich mischt ein Zittern, zärtlich bange,
Es gleicht dem Lächeln eines Mädchens ganz, das bleich
Erbebt, streift neckend ihm ein loser Bursch die Wange:
Du stirbst vor Heimweh ferne von des Meers Bereich.

Denn dir thut not der salzge Duft vom Dünenstrande,
Der sturmzerfetzten Woge windentführter Gischt;
Und so liebst du die Sonne, die mit wildem Brande

Die Erde sengt, daß, wenn ihr Schimmer je erlischt,
Dein Silberblatt, vom tau'gen Meereshauch befeuchtet,
In ihrem Widerschein wie mondbeschienen leuchtet.

Ein einzigschönes Meisterstück der Gattung bietet das Sonett „Die Schwalben“:[1])

Die Schwalben.

Die Sonne kehrt, den Königspurpur umgeschlagen,
Nach Hof; die Rhone hält ihr dar des Spiegels Glanz;
Sie aber setzt in Flammen Strom und Hügelkranz,
Um mit der Feindin Nacht den letzten Kampf zu wagen.

Im Zwitscherflug die Schwalben durch die Lüfte jagen;
Die Glut, die blutig lodert durch den Himmel ganz,
Durchflitzen sie im nimmermüden Wirbeltanz,
Gleich schwarzen Blüten von dem Wind emporgetragen.

Nun taut zur Erde nieder Schwermut allenthalben;
Doch höher immer, ferner fliegen stets die Schwalben,
Daß schwindelnd sie das Auge kaum noch kann erschaun:

Und wie durchs Wolkengold ich folge ihrem Reigen,
Ist mir, als würden Seelen, Seelen sanfter Fraun,
Aus Nacht und Sturm ins ewge Land des Friedens steigen.

Andre sehr gelungene Naturbilder enthalten: Der Ventour, Vollmond, Vaucluse und Die Ameisen. Das letzte Stück ist voll epischer Größe und dramatischer Bewegung und jedenfalls die bedeutendste „Idylle“ Aubanels.

In das Kapitel der Schilderungen gehören auch die zwei berühmten Gedichte: Die Schmiede und Die Flammenhochzeit.

Das erste besingt, in Form einer großartigen, an die alten Mythen Indiens und Griechenlands gemahnenden Per-

1) Gedichtet am 17. Mai 1868 und Tags darauf der Freundin eingesandt mit der Widmung: A Madamisello Soufio de L...

sonifizierung, den Untergang, das zweite mit ähnlichem Prunk den Aufgang der Sonne. Ein Strom des Lebens rauscht durch die wuchtigen Strophen, und es entsprüht ihnen ein Rausch von Farben. Alphonse Daudet behauptete, wenn ihm manchmal das Gefühl für das Licht schwinden wolle, so lese er „Die Schmiede," und es entzünde sich von neuem an ihrer glühenden Flamme. Trotz dieser Bewunderung Daudets und vieler anderer Freunde Aubanels, kann ich aber zu beiden Stücken kein richtiges Verhältnis gewinnen; ich stimme in der Beziehung Lintilhac bei, der meint,[1]) hier habe Aubanel versucht, lateinische Verse im schlechten Sinne des Worts zu machen. „Die Flammenhochzeit" ist zudem Théodore de Banville gewidmet, ein Beweis dafür, daß Aubanel bewußt auf den Spuren der Parnassiens wandeln wollte, über deren Hauptvertreter er selbst am 8. August 1876 folgendermaßen urteilte: „Die Thesen dieser Leute sind nicht im geringsten erfreulich, und ihre Poesie ist verteufelt schwülstig und nebelhaft."

Mit viel Glück verwebte Aubanel die Naturschilderungen in seine Liebeslieder. Er läßt die Natur teilnehmen am Glück der Liebenden oder beseelt sie sosehr mit der Sehnsucht der eigenen Brust, daß man meint, der große Pan flöte wieder seinen Zauber aus Busch und Baum und es halle durch den dämmernden Wald wie seliges Geplauder und heimliche Küsse.

Eine solche paradiesische Vision bietet der für Legré gedichtete Hochzeitshymnus: Brautglück. Alles Leben in Flur und Wald wird zum Fest entboten. Zum Schlusse schweigt die Natur in schauernder Ehrfurcht, und die Bäume

1) Eugène Lintilhac, Les Félibres. Deuxième partie; La Poésie provençale et Aubanel; Paris 1895.

senken grüne Schleier um das süße Geheimnis, das in ihrem Schatten vor sich geht. Eine junge, reine Liebe ist dem Himmel wohlgefällig und wird zum Gottesdienst!

Brautglück.

Schlag ein den blühenden Pfad im schattigen Walde,
Du liebendes Paar, und flieh vor der Welt
Zur maßliebbestirnten Au an quellreicher Halde,
Zum knisternd reifenden Ährenfeld.

Dort streifen euch im summend blitzenden Tanze
Glasschwärmer, hell mit Golde bestaubt;
Ihr aber pflückt euch Gottes Blumen zum Kranze
Und schmückt damit das erglühende Haupt.

Du kniest erbleichend auf dem Saum ihres Kleides
Und blickst sie wonneschauernd an;
Das Glück der Schönheit und Lieb', nun fandest du beides;
Was willst du noch fürder, seliger Mann?

Dir lacht ihr Mund und blüht von rosigen Küssen,
Dir pocht ihr Busen in minniger Glut;
O Brünnlein, fließe langsamer ihnen zu Füßen
Und spiegle sie in schimmernder Flut!

Ihr Händchen umschlingt deinen Hals in holdem Verlangen,
Sie bebt vor Sehnsucht, sie lacht vor Lust;
O zieh sie ans Herz! Von ihren Armen umfangen
Erblüht dir ein Himmel an ihrer Brust.

Du Sammet des Rasens, am Dornstrauch ihr wolligen Flocken,
Du Purpur an des Granatbaums Geäst,
Die Braut erbebt, es lösen sich ihre Locken,
Bereitet dem Paar ein trauliches Nest!

Ein Nest, von Jugend und Liebe duftig bereitet,
Von Träumen des holdesten Glückes umwebt;
Ein Nest, drin sich der Schlummer mit Küssen streitet,
Bis er vor dem Hauche der Küsse entschwebt.

Neigt euch, ihr Bäume, von Schatten durchwebt und Schweigen,
Neigt euch dem Paare voll Zärtlichkeit;
Umfangt sie hüllend mit freundlich sinkenden Zweigen
Gleich einem fürstlichen Mantelkleid!

Kein Mensch erfahr', wie sich Jugend und Schönheit vermählen,
Auf sommersonnendurchglutetem Feld;
Dem Moos nur dürfen's die Gräser leise erzählen,
Und laut die Bäume dem Vater der Welt!

Die Trauer über den Tod des ältesten Bruders Josef hallt nach in dem schwermütigen Sonett: Lacrymae florum, voll ergreifender Gegensätze.

Lacrymae florum.

Der üppge Rasen grünt. Der warme Sonnenschein
Küßt wach die Schläfer all im dunkeln Leichenschrein.
Den Toten fröstelt in dem Strahle, der ihm lacht;
Er schaut mit trüben, großen Augen durch die Nacht

Und lauscht, — bei jedem Laut erschauert sein Gebein —
Ob kein bekanntes Echo hall' zu ihm hinein:
Denn während still der Wurm an ihrer Hülle nagt,
Schwirrt bienengleich die Seele um sie her und klagt!

April schmückt lachend jedes Grab mit Blumenzier.
Da schreit' ich, tief mich neigend, sacht von Stein zu Stein
Und flüstre leidvoll vor mich hin: „Was willst du mir?"

Doch von dem Baum des Vögleins Klage giebt allein
Mir Antwort. Und so wandl' ich trüb von Gruft zu Gruft,
Der Toten Seele suchend in dem Blumenduft.

Eine i. J. 1873 mit Legré durch Oberitalien nach Wien unternommene Reise gab Veranlassung zu der Elegie: Die Riesentreppe.[1])

Die Riesentreppe.

Riesentreppe, wohin ist dein Glanz? Auf deinem Gemäuer
Tummeln die Eidechsen sich und blüht aus den Ritzen das Unkraut.
Immer noch aufrecht und stolz steh'n Mars und Neptun auf den Sockeln,
Aber die Pforte bleibt leer, und niemand durchschreitet die Hallen,
Weder die schrecklichen Zehn, noch Dogen, noch herrliche Frauen,
Und eine nagende Bitternis ist's für die marmornen Götter,
Daß ihren Weg zum Palast nicht Päpste noch Fürsten mehr nehmen
Manchmal, im wirbelnden Flug, im Sonnenlicht, senken sich Schwärme
Zahmer Tauben herab und nippen an den Cisternen,
Deren Gebilde von Erz ein mächtiger Epheu umklammert.
Ach wie still ist es doch in deinem verlassenen Hofe,
Alter Dogenpalast! Denn leise nur gleiten und barfuß
Über dein Pflaster dahin die wasserholenden Mädchen,
Und gedämpft ist der Laut des fallenden, schöpfenden Eimers.
All dein Glanz ist ein Grab, erhaben die Großen bedeckend:
Veronese, Palma, den Tintoretto, den Tizian.
Tot ist die Republik, erstorben die einstige Thatkraft
Dir, in die Hände des Siegers gefallenes, stolzes Venedig!

Und der Sonne zum Trotz, in der deine Marmor erglühen,
Friert bis in's innerste Mark, wer jetzt deine Stätten durchwandert.

Aber getreu wie der Hund, der die Füße leckt des Gebieters,
Bleibt, o Venedig, der Zeit nicht achtend noch jeglicher Wandlung,
Immer dir liebreich das Meer, und leise mit zitternder Lippe
Küßt es ohn' Ende den Saum deines trauerumflorten Gewandes.

---

1) Deutsch von August Bertuch.

Noch bist die schimmernde Braut du, Adria, wandellos Treue!
Du erinnerst des Ruhmes dich noch und der einstigen Hochzeit,
Du erinnerst dich noch, den Rand ihrer Inseln bespülend,
Daß sie die Königin war des Meeres. Du denkest des Tages,
Da, vor der Jünglinge Schar, vor den blonden, blühenden Töchtern,
Die zu des Occidents Anmut des Orients Schönheit gesellten,
Vor dem stummen Senat, den wettergehärteten Fischern,
Allzeit bereit in den Grund sich zu stürzen der grünlichen Tiefe,
Auf dem Decke des Bucentaur der prächtige Doge
Stand, vorn übergebeugt das Heben erwartend der Welle,
Um in den Busen dir seinen goldenen Ring zu versenken.

Einzig Bestand hat die Kunst. Wir Andern ziehen vorüber.

Aber dein Wächter, o alter Palast, des heiligen Markus
Steinerner Löwe schaut, ganz leise die Flügel nur zuckend,
Auf das Gelichter herab der gaffenden, müßigen Fremden,
Die, ein Pygmäengeschlecht, die Treppe der Riesen erklimmen.

Zahlreich sind die poetischen Grüße, die Aubanel im Laufe der Jahre an Freunde und Bekannte richtete. Die meisten sind vortrefflich. Im Rèire-Soulèu besonders finden sich viele vollendete Gelegenheitssonette. Aus den „Töchtern Avignons" hebe ich hervor: Das Feliberlied; Zu Mistrals Hochzeit; Genesung; Die alte Burg; Die Perle.

Die Perle.

Dein niedlich Ohr, o schöne Frau,
So rosenrot und lilienrein,
Trägt zitternd eine Perle fein
Gleich einem Tröpflein Morgentau.

Drum schmiegt in hübschen Ringelein
Dein Blondhaar sich; wenn ich es schau,
Denk' ich an einer Muschel Bau,
Worin das Meer beim Vollmondschein

Der Perlen schönste eingefangen!
O neig' dich mir mit weichen Wangen:
Wenn man ans Ohr die Muschel legt,

Hört man des Meers Geheimnis rauschen;
So wünschte ich auch zu belauschen,
Was heimlich tief dein Herz bewegt.

Ein religiöses Motiv findet sich ausführlich nur einmal behandelt in dem Sonett: Das Kreuz, eine symbolische Veranschaulichung der trostlosen Gegensätze, die einen auf Schritt und Tritt hienieden stören, wo Sonne und Schatten, Lieder und Thränen, Liebe und Leid, Leben und Tod einander auf's engste berühren; der gläubige Gedanke, in dem das Gedicht ausklingt, ermöglicht einen weihevollen, hoffnungsfrohen Fernblick in's Jenseits.

Das Kreuz.

Ich stand im Forst, ein König in der Bäume Schar;
Der Born des Tau's floß mir zuerst vom Himmel wieder,
Die Sonne brachte mir die ersten Küsse dar,
Und munter grüßten mich der Vöglein Morgenlieder.

Viel Nester barg ich, liebreich, sicher vor Gefahr;
Der Wandrer streckt' in meinen Schatten müde Glieder; —
Da warf mit scharfer Axt ein Henkersknecht mich nieder
Und schnitt und hieb, bis ich ein Kreuz geworden war.

Maria und Johannes hielten mich umfangen:
Ich trank die Thränen, die entrollten ihren Wangen,
Ich trank des Heilands Blut, der Menschheit Lösegeld.

Der Hölle Schreck, bring' ich den armen Seelen Frieden;
Durch mich gewann der Tod den letzten Sieg hienieden,
Am Tag, da mir in Armen starb der Gottesheld.

Der Abscheu vor dem Tod und die Ahnung eines immerhin vorzeitigen Endes, worauf auch Mistral in seiner Grabrede anspielt, geben sich in den „Fiho" verschiedentlich kund; am ergreifendsten in der Ballade: Antoinettens Hochzeit, wo sich Thanatos mit ähnlicher Herzlosigkeit ankündigt wie in der Alkestis des Euripides.

Das Kriegsjahr 1870/71 und Frankreichs Niederlagen befeuerten Aubanel zu einigen der kräftigsten seiner Lieder. Eine ingrimmige Verurteilung des Kriegs und seiner Greuel bringt „Der Krieg", ein lyrisches Gegenstück zu den „Unschuldigen Kindlein".

Der Krieg.

Vom Gipfel des Bergs bis zu den Schluchten im Grunde
Zu wüsten Haufen liegen Tote und Wunde;
Die Raben sind satt, die Wölfe vom Fraß geschwellt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Kanonen donnern; die Erde wallend von Feuer,
Wirft himmelwärts Rauchwolken ungeheuer;
Man flieht; der Lebende tritt auf die Toten und fällt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Wie wütet die Schlacht! Im Hagel der Geschosse
Durchsprengen den Waldbrand reiterlose Rosse;
Der Quell ist von Blut, der Fluß ist von Blut geschwellt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt! ....

Das Dorf liegt in Trümmern! Wo Schloß und Haus sich hoben,
Ragt nur der Kirchturm rauchgeschwärzt nach oben;
Der Glöckner läutet im Grimm, die Sturmglocke gellt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Doch Bomben stürzen den Turm im krachenden Bogen,
Und mit der Glocke kommt der Glöckner geflogen,
Vom letzten Schwung des dröhnenden Erzes zerschellt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Geschrei von Menschen und Tieren, Kugelgeprassel,
Der Wunden Gestöhn, Trompetenlärm, Trommelgerassel,
Im wüsten Chaos brandets zum Himmelszelt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Rings Schädel, Arme und Leiber, zerschossen, zerschlagen,
Von Pferden zerstampft, zermalmt von Kanonen und Wagen!
Was jung ist und fröhlich und schön, wird Alles gefällt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt! . . . .

Nun dunkelt's, nun schneit's! Es hüllt die Gefallnen mit roten,
Blutroten Flocken! Aber nur kurz! Die Toten
Entblößt gleich wieder der Sturm auf schneeigem Feld —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

In Wiese und Weinberg, auf wallender Felder Runde
Starr liegen die einen mit zornigschäumendem Munde,
Die andern Brust an Brust, wie der Tod sie gefällt —
Frauen, bringt doch Kinder zur Welt!

Die Frauen, die Mütter zerfleischen jammernd die Brüste
Und schrein: „Gott, schau der Könige Blutgelüste!
Sie treiben frevelhaft Spiel mit der Zukunft der Welt —
Wozu bringen wir Kinder zur Welt!?"

„Prometheus" und „Das Lied des kommenden Jahrs" zeugen von Aubanels warmem Patriotismus. Das letztere Lied, seinem Sohne gewidmet, bringt den unversöhnlichen Deutschenhaß unsers Dichters zu drastischem Aus-

druck. Viele Jahre hat er sich mit diesem Rachelied getragen. Am 27. August 1874 endlich konnte er dem Freunde schreiben:[1])

„.... Seit zwei Tagen bin auch ich auf der Jagd, aber ich jage nach tapfern Reimen und wohltönenden Versen. Trotz der albernen Schererei, die einem die Geschäfte verursachen, sind mir die Strophen wie von selbst zugeflogen, kriegerische Strophen, ein furchtbarer Wutschrei gegen die Deutschen, mit denen man, Herr Gott, unterhandeln möchte![2]) Wenn es mir gelingt, so soll es etwas Großes und Wildes werden, wenn auch nur in kurzen Versen von drei und fünf Silben. Sprich noch mit niemand darüber. Du sollst diese Racheode an erster Stelle lesen; ich denke jetzt an nichts weiter als an sie."

Einige Tage später meldete er:

„Mein Gedicht ist zur Hälfte vollendet; ich glaubte dieser Tage daran arbeiten zu können, aber es blieb mir kein Augenblick übrig. Ach, was die armen Poeten doch unglücklich sind, wenn sie ihren Träumen nicht nachgehen können!"

Am 9. September schickt er das Gedicht an Legré und auf des Freundes Lobspruch antwortet er voll Freude und Genugthuung:

„Ich bin glücklich über das, was du von meiner „Cansoun de l'an que vèn" sagst. Ich fühle, daß ich meine Seele und die Seele der Provence hineingegossen habe. Es ist wild, furchtbar, unerbittlich, aber mit dem Kanonendonner vermischen sich Pfeife und Tamburin.

Drei Jahre lang suchte ich dies Lied ohne es zu finden."

---

1) Legré a. a. O. S. 204 ff.

2) Frankreich stand damals unter dem Ministerium Ferry.

Die Gedichte, die den „Fiho d'Avignoun" ihren eigentlichen Charakter verleihen, sind die zum Preise der Schönheit und Liebe verfaßten Sonette und Lieder: Die Sirene; Zu Arles; Distelfinkchen; Die Blonde; Bèumouno; Der Ball; Die Venus von Avignon; Die Venus von Arles nebst einigen andern. In ihnen haben wir die richtigen „Töchter Avignons".

Die Sirene.

Ein dramatisches Miniaturbild, das den bezaubernden Eindruck wiederzugeben sucht, den der Anblick des Marseiller Meers auf Aubanel machte. Am 20. Januar 1857 schreibt er darüber an Legré: „Du erinnerst dich doch noch des schönen Tages von Bau-Canaio im letzten Frühjahr und des Sonetts, das ich damals angefangen. Nun ist es vollendet, und trotz seiner Unregelmäßigkeit hat es Mistral gefallen."

Tief unter dem Gewühl der Wogen
Des Meers stehn der Paläste viel,
Friedlich, voll Glanz, in holdem Spiel
Vom Wellenzittertanz umzogen.

Mit vollen Segeln kommt geflogen
Ein Schiff; heimstrebt's mit hastgem Kiel.
Da, jedem Aug' ein schimmernd Ziel,
Wirft himmelwärts im stolzen Bogen

Ihr sonnig Prachthaar die Sirene,
Stimmt an die zauberischsten Töne
Und lockt in schleierloser Schöne:

„Wer will mein Page sein?" Sofort
Ertönt des Oberbootsmanns Wort:
„Hoiho! Stopp! Mann über Bord!"

Wer Gelegenheit gehabt, die Stadt Arles zu besichtigen, wird gewiß die Treue und Lebendigkeit bewundern, mit der Aubanel die eigenartige Erscheinung der Arlesierin in Tracht, Haltung und Wesen in folgendem Gedichte wiedergiebt.

Zu Arles.

Umwebt vom Reiz des Morgenlands,
Voll Feuer gleich Marokkos Frauen,
So ist sie wunderhold zu schauen
Wie Maientau und Morgenglanz.

Nicht schnürt der Anzug ihr die Glieder;
Sanft schmiegt sich ihrem Wuchs das Kleid,
Und lose wallt, in Leichtigkeit,
Der Rock von ihrer Hüfte nieder.

Ihr zierlich Mieder reicht genau
So hoch empor nur, daß sich denen,
Die sich nach nackter Anmut sehnen,
Darbietet zauberhafte Schau.

Wer ihres Wuchses Reiz nicht wüßte
Zu schätzen, wär' ein blöder Thor;
Kehrt sie sich, springt noch schöner vor
Die reine Linie ihrer Büste.

Weiß um das Weiß des Halses hin
Kreuzt sich des Busenschleiers Hülle;
Die Brust hebt sich in junger Fülle
Unter dem zarten Musselin.

Den Nacken trägt sie stolz geschwungen,
Von schwarzen Locken überwellt;
Von Golde schwer, die Kette hält
Ihn schimmernd siebenfach umschlungen.

Ihr Auge blitzt von Glut entfacht,
Und längs der etwas bleichen Wangen
Bis auf die Schultern niederhangen
Die Locken, dunkel wie die Nacht.

Stumm, spricht mit Lächeln sie und Blicken;
In ihres Kopfbands samtner Zier
Unsagbar schmachtend scheint sie mir
Und munter auch zum Herzerquicken.

Wer sie erschaut, dem schafft sie Not!
Sie füllt die Brust ihm mit Verlangen,
Und dürfte er sie heiß umfangen,
Er folgt' ihr fröhlich in den Tod...

Spring an, Camargohengst, vom Meere!
Trag mich zu ihr im Sturmwindlauf!
Mein Boot, spann weit dein Segel auf:
Zu ihr, zu ihr, die ich begehre!

Aus diesem Massenbilde heben drei Sonette ebensoviele Einzelporträts in scharfumgrenzter, reizumfloßner Gestalt heraus. Die Sehnsucht wagt in ihnen stets wärmere Töne, bis sie endlich in verzehrender Glut der Leidenschaft emporloht.

Distelfinkchen.

Ihr langbewimpert Auge blickt so klar und rein,
Als hätt' ein Stück vom Himmelsglanz es aufgefangen;
Wie Eva aus des Schöpfers Hand hervorgegangen,
Du bleiches Mädchen, konnte sie nicht holder sein.

Ein einzig Wörtchen schon, ein flüchtger Blick allein
Treibt ihr des Blutes Wellen durch die weichen Wangen,
Daß sie erglühend wie des Morgens Rosen prangen,
Und munter hüpft die Brust in ihres Mieders Schrein.

Wie blüht so frisch der Mund! Wie schaut sie kindlich drein!
Nach einem Kuß von ihr trag' ich ein heiß Verlangen;
Sie küßte niemand noch als nur ihr Schwesterlein.

Sie wandelt still, in Unschuld, arm, doch ohne Bangen!
Wärs möglich mir, sie zierte einer Krone Schein,
Doch sagt' ich nicht, wie ich an sie mein Herz gehangen.

Die Blonde,

Zur Sommerzeit, wo Höhn und Tiefen glanzerhellt,
Wo Sonnenglut mit Gold bestreut das Ährenfeld,
Des Ginsters Zweige Blüten wehn im goldnen Tanze
Und stolz die Lilien stehn im weißen Himmelsglanze;

Wo sich in solcher Bläue wölbt das Himmelszelt,
Daß Meer und Luft verschwimmen in ein blaues Ganze,
Da schuf dich Gott: die Strahlen, die dem Herrn der Welt
Noch übrig blieben, schlang er um dein Haupt zum Kranze.

Dein Auge füllt er mit des Himmels blauem Licht,
Verklärte weich mit Lilienschein dein Angesicht;
Nun weiß ich einen Knaben, der dir heiß ergeben:

Zwar rührte dich noch nicht sein kleiner Finger an,
So scheu ist er; doch wünscht er, daß er dir im Leben
Einmal vom roten Mund die Seele küssen kann.

Bèumouno.

O Mädchen, frische Traube, drein ich möchte beißen!
Sie bringt mir Trost und schafft mir bittres Herzeleid;
Die Augen, meergrün, etwas blaugerändert, gleißen
Von Leidenschaft und lockender Unwissenheit.

Kaum rührt den schlanken Leib das leichte Sommerkleid;
Das Brusttuch kreuzt in Falten sich, durchsichtigweißen,

Um ihres Busens rundbewegte Lieblichkeit.
Einst sehnt' ich mich nach ihr! ... Sie in die Arme reißen,

Ins Dunkel fliehn, war eins! .... Die Geigen lockten warm,
Da tanzten wir ... Sie lehnte leicht auf meinem Arm,
Den feinen Kopf voll Zärtlichkeit zurückgebogen.

Ich trank in gieren Zügen ihrer Haare Flut,
Die mir beim Tanze goldig um die Lippen flogen —
Sie sah mich an, groß, grünlich, voll geheimer Glut!

Ein Brief vom 1. September 1872 berichtet über die Entstehung des letzten Sonetts:

„Was treibst du? Du jagst wohl wie Nimrod, o keuscher Jäger der Diana! Ich laufe mit dem treuen Grivolas [1]) und dem großen Frederi von einer Kirmes der Provence zur andern. Letzten Sonntag waren wir in St.-Etienne-du-Grés, einem hübschen Dorf am Fuße der Alpinen. O die schönen, schönen Mädchen! Doch, die uns von allen am meisten nachgeht und uns in unsern Träumen, bei Tag wie bei Nacht, am meisten quält, ist ein entzückendes Kind von 16 Jahren, anmutiger als die Göttin der Anmut, mit Augen, die einen hl. Antonius verdammen würden! Wenn du einmal in dem Gasthaus zum Petit St. Jean zu Graveson einkehrst, so wird sie dir eine Tasse Kaffee auftragen, oder ein Glas Raspail, wenn du das vorziehst. Hier ist ein Sonett, das ich für sie geschrieben:

„O chato, fres rasin ounte voudriéu beca!“

Den Höhepunkt der „Fiho d'Avignoun“ bezeichnen die fünf Stücke: Doppelfrühling, der Ball, die Venus

1) Grivolas, ein provenzalischer Maler, Mistrals und Aubanels Freund.

von Avignon, eine Venetianerin, die Venus von Arles.

Doppelfrühling.

Bei Gottes Hauche haben sich Felder und Auen
Lenzfröhlich mit Blüten und Blumen verschönt;
Wie hold ist nach langem Winter die Rose zu schauen!
Wie lieblich das Lied der Grasmücke tönt!

Kaum daß im April die ersten Morgen erglühten,
So stehen schon Halde und Heide belaubt;
Die Wiesen schmücken ihr Samtkleid mit schimmernden Blüten,
Die Wälder flechten zum Kranz sie ums Haupt.

Ein Zauber sind sie den Augen, ein Balsam den Seelen,
Die Wolken von Duft, die farbige Pracht;
Und liebt wer, und sieht, wie sich Kraft und Jugend vermählen,
So wird er vor Sehnsucht zum Weinen gebracht.

Doch ist mir ein Frühling, schöner als der durch die Haine,
Durch Wiesen webt, und Gärten und Land,
Mir ist ein Blütenmond von holderem Scheine,
Mir ist ein hellerer Morgen bekannt:

Der Morgen der Mädchen, in tauiger Frische prangend,
Mit Augen, groß und glänzend vor Lust,
Mit weichen Kirschenmündchen, nach Küssen verlangend,
Mit feinem Wuchs und schwellender Brust.

Alljährlich läßt sie Gott zu Tausenden sprießen
Im provenzalischen Sonnenstrahl;
Ob städtische Säle die schönsten darunter umschließen,
Ob ländliche Hütten, gar schwer ist die Wahl!

Denn Alle sind schön! Ihr braucht nur nach Arles zu gehen,
Und wenn ihr dort Sonntags die Mädchen erblickt

Am Rhonequai, gleich ist es um euch geschehen,
Gleich hält euch ihr köstlicher Reiz umstrickt ....

Sie scheinen dem Himmel entstammt, die holden Kinder,
Sie zählen fünfzehn Jahre vielleicht;
Die Burschen umwerben sie glühend, sie glühen nicht minder,
Wie Göttinnen schweben sie, zierlich und leicht.

Und du auch, Bruder, ließest dich berücken;
Du wähltest dir aus der blühenden Schar,
Du wähltest die Schönste der Schönen dich zu beglücken
Und brachtest ihr deine Seele dar.

Ja, sanftes Bräutchen, dir läßt sich keine vergleichen,
Und nahst du in dunkler Locken Zier
Und läßt die Augen strahlen, die dunkeln, weichen,
Wir alle, Helene, huldigen dir.

Das Glück enthebt euch der Erde, wer wollt' es euch wehren!
Kein Glück ist wie eures süß und wahr!
Ihr dürstet nach Liebe! So stillt das heiße Begehren!
Ja, liebt euch, liebt euch, du herrliches Paar!

O bräutliche Wonne, unendliches Liebesverlangen!
In Küssen trinkt ihr des Lebens Lust!
Ihr haltet die Welt in zwei frischen Armen umfangen
Und tragt ein Kind in schauernder Brust!

Der Ball.

Aubanel an Legré.

27. August 1881.

„Ich bin mit Geschäften überladen; trotzdem hält mich die Poesie stets gefangen. Hier ist ein kleiner provenzalischer Ball, ein Ball aus der Crau, den ich in der

Sonnenhitze des Augusts geschaut, mit Mädchen, die noch heißer glühten als die Sonne."

9. September 1881.

„Um so besser, wenn dir meine provenzalischen Verse gefallen. Ich halte sie für wahr, sehr wahr, — naturalistisch, wie man mit Zola sagt. Schon seit geraumer Zeit schwebte mir dies Schauspiel vor, aber ich fand nie die Form dafür. Nichts ist merkwürdiger zu beobachten als ein solcher Dorfball, ein Sommerball, ein Flammenball, wobei die Grillen auf den Bäumen zirpen und die Sinnenlust aus all den bleichen oder glühenden Mädchen und den sonnenverbrannten Burschen hervorsprüht. Mein Gedicht ist sehr wahr und realistisch. Lou Bal scheint mir sein richtiger Titel zu sein. Und dies gewöhnliche, banale Wort scheint mir da ganz an seiner Stelle."

...... Zwei Uhr! Die Erde wallt in Gluten!
Die Lüfte kochen, kein Windhauch webt,
Das Blut durchströmt mit heißen Fluten
Die Adern, und jeder Nerv erbebt.

Eia, nun rufts in schrillen Tönen
Zum Tanze! Herstürmt Schar auf Schar;
Die Burschen fassen ihre Schönen
Und lustig wirbelt Paar um Paar.

Glutrot, den Kopf zurückgebogen,
Mit lachenden Zähnen, lachendem Blick,
Wie leicht kommt diese hergeflogen
Und o, wie tanzt sie mit Geschick!

Und jene, bleich bei all der Sonne,
Sperrt groß das Aug' und schaut doch nicht

Und lehnt an die Schulter ihres wonne-
Erbebenden Tänzers das Gesicht.

Schau dort die muntre, sieh die kecke!
Sie wandert lachend von Arm zu Arm,
Sie fliegt aus dieser in jene Ecke
Und schwirrt wie ein Irrwisch durch den Schwarm.

Halboffnen Augs, mit starrem Munde,
Wie tot, in tiefer Träumerei,
Schwebt eine vierte durch die Runde
Und wacht nicht auf bei Stoß und Schrei.

Nun lacht der Teufel hinter der Hecke,
Die Instrumente quieken und schnarrn!
Wie Spinngeweb in seinem Verstecke
Spinnt heimlich der Teufel Garn auf Garn!

Hier beut die eine, scheu gemutet,
Dem Tänzer kaum den Finger an;
Doch jene andre, heiß durchglutet,
Faßt dreist um den braunen Nacken den Mann.

Die Kleine dort mag des Liebsten denken!
Sie dreht sich sacht, in stiller Lust;
Der Bursch, der sie im Kreis darf schwenken,
Umfängt sie ganz an seiner Brust.

Da stürmen her, zu mancher Befremden,
Viel lose Dirnen im lärmenden Flug:
Die Mieder klaffen über den Hemden,
Die Röckchen sind nicht lang genug.

Wie eine Weidengerte biegsam,
Tanzt eine voll kühner Leidenschaft
Und preßt an des Tänzers Busen schmiegsam
Der hüpfenden Brüste fröhliche Kraft.

Welch feurig Gedräng am hellen Tage!
Die Hände drücken sich, brennend geeint —
Der Teufel lacht im welken Hage;
Ihr Frauen sitzt wohl morgen und weint!

Im Schwunge des Mohrentanzes munter
Durchwirbeln Rock und Röckchen die Luft;
Die Halstücher sinken schräg herunter,
Die Haare fliegen in Schimmer und Duft.

Verlangen peitscht stets heißer die Glieder
Der Mädchen zu atemloser Hast;
Die Brüste wogen auf und nieder
Und sprengen die engen Mieder fast.

Wo Malven- und Minzedüfte wallen,
Stiehlt sich gar manches Pärchen fort;
Hier hört man Küsse lieblich schallen
Und dann und wann ein Stammelwort.

Seht dort die Braune schleicht sich von hinnen,
Zum Eichenwäldchen huscht sie empor,
Verblendet, vor Sehnsucht wie von Sinnen —
Der Teufel lacht aus dem dichten Rohr.

Der Ball ist beendet. — Manche Dirne
Wankt nun allein und müd nach Haus;
Sie schleicht erschöpft, gesenkter Stirne,
Und schwitzt den Brodem der Sünde aus.

Die andern schlingen den Schlangenreihen,
Berauscht, die Augen glutentfacht;
Die Liebe lockt, die Sinne schreien!
Wohl wird noch getanzt in dieser Nacht!

Durchs weite Feld, das rötlich sich breitet,
Beleuchtet von dem steigenden Tag,

Mit singendem Mund ein Jüngling schreitet ....
Der Teufel lacht ihm von ferne nach,

Die Venus von Avignon.

im August 1867 vollendet; nach einigen Aubanels poetisches Meisterwerk.

Ihr Kinderauge, grün und fromm,
Ihr großes Auge winkt dir: komm!
Die Lippen öffnen sich, die vollen,
Geschürzt zum Scherzen wie zum Schmollen;
Milchweiß erblinkt der Zähne Reih' —
— Da ist sie! Still, sie kommt vorbei!
Just fünfzehn Jahre zählt das Mädchen.

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Ihr Haar, das jeden Zwang verschmäht,
Ist stark in Flechten aufgedreht;
Ein rotes Samtband hält's gefangen;
Das schwankt im Wind und färbt ihr Wangen
Und Hals mit rotem Widerschein;
Es scheint der Venus Blut zu sein,
Das rote Samtband meines Mädchens.

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Ach, wer benimmt mir wohl die Lust
Nach ihr! Kein Mieder schnürt die Brust:
Das Kleidchen hält, wie angegossen,
Des Busens junge Kraft umschlossen,
Die sich in praller Rundung hebt;

Und fällt darauf der Blick, so bebt
Das Herz der Männer vor dem Mädchen.

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Beflügelt scheint ihr leichter Tritt;
Ihr Röckchen läßt bei jedem Schritt
Den Knospenreiz des jungen Leibes,
Die Siegesschönheit all des Weibes
Vor unsrer Sehnsucht Augen stehn;
Doch nur die Füßchen sind zu sehn,
Doch nur die Knöchel zeigt das Mädchen.

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

O schlänge nur die Zauberin
Um meinen Hals die Ärmchen hin!
Noch steckt kein Ring an ihrem Finger;
Und naht sich wer als Herzenszwinger
Mit Schloß und Gold und Demantschein,
Sie weist ihn ab: aus Lieb' allein
Ergiebt der Liebe sich das Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

O sprich, was warfest gestern du
Mir solche Flammenblicke zu?
Sie bringen mich noch heut von Sinnen!
O wende, wende dich von hinnen,
Wenn deinen Weg ich kreuzen muß!

Gleich wie der Blitz beim Flintenschuß,
So blendet mich dein Blick, o Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Du aber lachst bei meinem Schmerz,
Bethörst auch fürder jedes Herz,
Das deine Reize zündend trafen!
Gieb acht und laß das Fleisch nur schlafen,
Ein Leu, der sich im Schlummer reckt,
Das große Blondhaupt vorgestreckt,
Und nicht der Beute denkt, o Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Und hört mich hier kein Freundesohr,
So klag ich's laut den Tieren vor,
Wenn durch des Waldes dunkle Hallen
Des Nachtwinds rauhe Lieder hallen,
Wenn Märzsturmbraus die Welt durchjagt,
Und jede Bestie röhrt und klagt,
Gepeitscht von trunkner Brunst, o Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Ich lieb dich nimmer, nimmermehr!
Nun ekelt mich mein heiß Begehr
Nach dir, du schöne, falsche Dirne!
Doch hebe nicht zu dreist die Stirne,
Du Nichts aus buntem Porzellan,

Das meine Faust zerdrücken kann,
Wie hier das blaue Mückchen! Mädchen,

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Nachts nahen heiße Träume mir!
Du fliehst, streck ich die Hand nach dir;
Du schwebst mir neckend hin und wieder!
Von fern erschließt sich mir dein Mieder
Wie eine Rose wundervoll;
Doch wenn mein Glück ich fassen soll,
Entführt ein böser Geist dich, Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

Da man in dieser Erde Bann
Sich ohne Furcht nicht lieben kann,
Komm mit, wo hoch die Sterne blitzen!
Dort schenk ich Strahlen dir als Spitzen,
Wir ziehn den Wolkenvorhang um,
Und wie ein Hündlein spiel ich stumm
Und treu zu deinen Füßchen, Mädchen!

Geh nicht vorbei, denn du tötest mich,
Oder laß mich verzehren dich,
Mädchen, mit Küssen!

„Die Venus von Avignon," so schreibt Aubanel selbst über dieses wundervolle Lied,[1]) „ist ein Hymnus auf

1) Lettres à Mignon, S. 231. Brief vom 19. Juli 1877.

die lebendige Schönheit, auf einen jener vollkommenen Schönheitstypen, die einem manchmal in der Menge erscheinen und wie ein Traum vorübergleiten, so daß man ganz geblendet stehen bleibt."

Eine ähnliche Erscheinung besingt das Lied: „Eine Venetianerin", dies der „Venus von Avignon" durchaus würdige Meisterstück.

Eines Samstag Abends begegnete dem Dichter am Rialto ein an Leonardos Joconda gemahnendes, königlich schönes Weib, das leichtfüßig durch das Volk hindurchschwebte. Es war keine vornehme Dame, doch ein richtiges Venediger Kind im schwarzen Brusttuch, in langem, unvergleichlich schwarzem Haar, strahlend von Anmut und Jugend. Wie eine Göttin schreitet sie dahin; ein goldiger Lichtstreif scheint sich an ihre Ferse zu heften. Der vom Blitz ihrer Schönheit getroffene Dichter folgt ihr „voll Verlangen und Ehrfurcht," bis sie zu seinem übergroßen Leidwesen eine Barke besteigt. Wie eine schwarze Schwalbe flitzt die Gondel durch die Flut und verschwindet, indessen das weiße Kleid der schönen Unbekannten, gleich einem schimmernden Mondenstrahl, über das Wasser gleitet.

Das berühmteste und „berüchtigtste" Gedicht Aubanels aber ist die „Venus von Arles." Diese Ode hat ihre eigene Geschichte, und wir haben schon erfahren, welch verhängnisvolle Rolle sie im Leben ihres Schöpfers gespielt hat.

Aubanel selbst kennzeichnet sein Werk in folgenden Zeilen, aus denen zugleich hervorgeht, wie himmelweit er davon entfernt war, sein schönstes Lied für eine gemeingefährliche Ausgeburt einer überhitzten Einbildungskraft zu halten.

„Die Venus von Arles," so lesen wir in dem eben angeführten Briefe vom 19. Juli 1877, „ist ein Hymnus

auf die reine Schönheit, auf die antike Schönheit. Und mir erscheint es, bei dieser Zeit der allgemeinen Versumpfung, als eine That des guten Geschmacks und einer gesunden Sittlichkeit, die Geister zu der Höhe jener Meisterwerke des griechischen Meißels emporzuheben."

Gedichtet ward dies Hohelied der Schönheit im Oktober 1862, dem zweiten Jahre von Aubanels Vermählung, im vollen Frieden des Landlebens. Am 4. Oktober 1862 schrieb der Dichter an Legré: „Ich habe etwas über die Venus von Arles angefangen; ich glaube, du wirst damit zufrieden sein." Einige Tage später folgte das fertige Gedicht. Legré berichtet darüber: „Der Text ist ganz genau so, wie er später gedruckt wurde. Nicht eine Veränderung ward daran vorgenommen. Man sieht, daß dies eherne Werk aus einem Guß entstanden ist."

Aubanel trug das Gedicht verschiedentlich in Freundeskreisen, einmal sogar auf dem Gipfel des Ventours vor, und es gelangte bald zu einer weiten Berühmtheit. Den größten Triumph erzielte der Dichter damit am 23. September 1877 in der Stadt Arles.

An dem Tage begannen in dem provenzalischen Trier große Feierlichkeiten zu Ehren der Cigale de Paris, woran sich auch Theodor Aubanel beteiligte. Abends wurde in den hellerleuchteten Arenen ein prächtiges Fest veranstaltet. Darnach sollte den Ruinen des römischen Theaters ein Besuch abgestattet werden. „Man wird die Schönheit eurer Frauen und Töchter besingen," riefen die Feliber dem Volke zu, und zahlreich strömte die Menge nach dem Sammelpunkte. Aus dem Schutte dieses Theaters ist bekanntlich i. J. 1680 die reizende Venusstatue herausgegraben worden, die heute als Venus von Arles mit der Venus von Milo eine Haupt=

zierde des Louvre in Paris bildet. Der Bau liegt fast vollständig in Trümmern. Nur die Reste einiger Stufenreihen sind noch zu schauen, und inmitten der Ruinen erheben sich, als letzte Zeugen der verschwundenen Pracht, zwei ziemlich wohl erhaltene Marmorsäulen. Es ging gegen Mitternacht, der Mond stand im hellen Glanz und umspielte die mattschimmernden Marmorblöcke und verwitterten Steine mit Licht. All die Runde füllte sich mit Zuschauern. Sänger und Dichter traten auf und trugen Balladen und Lieder vor. Plötzlich erschien auch, von den Freunden gedrängt, in dem Rahmen der beiden Marmorsäulen, Theodor Aubanel und begann mit klarer, ausdrucksvoller, vor Erregung zitternder Stimme seinen Hymnus auf die Venus von Arles. Der Wohllaut der feierlich einherrauschenden Verse, die Fülle der Bilder, die sich in sonnigem Reigen entrollten, der Mistralhauch der Begeisterung, der aus jedem Satze hervorbrach, das außerordentlich Traumhafte der Scenerie und die weihevolle Stunde übten eine einzige Wirkung. Die Glut des Dichters teilte sich den Zuhörern mit; der Wein der Dichtkunst stieg ihnen berauschend zu Kopf, das Gefühl der Schönheit griff ihnen mächtig ans Herz. Das Auge leuchtete, der Busen der Frauen wogte höher, die Brust der Männer bebte vor Sehnsucht, und als Aubanel geendet, umbrandete ihn ein tosender Beifallssturm. Das göttliche Geheimnis, das vor Jahrhunderten die nun zerfallenen Hallen mit seinen Wundern geschmückt und erfüllt hatte, das noch alljährlich, dank der Zeugungskraft der provenzalischen Sonne, in Stadt und Land seine Wunder wirkt, hier hatte es im Liede eines begnadeten Sängers eine neue Offenbarung erhalten und sich aus seinem Munde auf die Geister seiner Zuhörer übergepflanzt.

Der Vortrag der einzigen Dichtung fand einen lauten Widerhall in den bedeutendsten Tagesblättern, und seit dem Tag anerkannte die Pariser Kritik Theodor Aubanel als einen der größten Lyriker Frankreichs.

Die Venus von Arles.

Deine Schönheit, Venus d'Arle, macht die Menschen liebestoll!
Unterm Haupte, stolz und freundlich, neigt dein Hals sich liebevoll.
Küssehauchend, anmutlächelnd sich die feinen Lippen ründen:
Welch Geheimnis holder Freude soll uns dieser Mund verkünden?
Liebesgötter flochten reizend um die Stirn mit sanfter Hand
Deine langen, kurzgewellten Haare in ein schimmernd Band.
O du weiße Venus d'Arle, Königin der Rhonelande,
Deine stolzen Schultern hüllen keine neidischen Gewande:
Allen zeigst du dich als Göttin, als des Südens Sonnenmaid.
Deine Brust lockt unsre Blicke wundervoll in Lieblichkeit;
Unsre Augen weiden blitzend sich an den versteinten Wellen,
Die wie blanke Liebesäpfel und in reiner Rundung schwellen.
Wahrlich bist du schön zu schauen! Kommt, ihr Völker, kommt nur schnell
Und die Liebe wie die Schönheit trinkt aus diesem Doppelquell!
Ach, was würde aus dem Leben, wenn die Schönheit wir verbannen!
Strahle uns, was schön auf Erden, und was häßlich, fleuch von dannen!
Unverhüllt, o Göttin, zeig uns Arme, Brust und Lenden dein,
Tritt in voller, stolzer Nacktheit siegreich in den Sonnenschein!
Fürstlicher als Gold und Seide hüllt die Schönheit deine Glieder;
Von den Hüften streife fröhlich jenes Rockes Falten nieder,
Die verbergen, was zum Lichte will in makellosem Weiß,
Und den Reiz des süßen Leibes gieb dem Kuß der Sonne preis!
Wie des Epheus Ranken liebend eines Baumes Stamm umfangen,
Werf' auch ich um deinen Marmor meine Arme voll Verlangen,
Und mit glutdurchbebten Fingern und mit glutdurchhauchtem Mund
Irr' ich schmeichelnd über deiner Glieder zauberisches Rund.
O du süße Venus d'Arle, Jugendfee, die nimmer altet,
Die als Mutter der Provence unsers Volks in Liebe waltet,
Schönheit leihst du unsern Töchtern, unsern Knaben leihst du Mut!
Unter ihrer Haut, der braunen, hohe Göttin, fließt dein Blut,
Immer heiß und nimmer müde! — Darum, lichte Venus, wagen

Unsre Mädchen, freien Blickes, Hals und Busen bloß zu tragen,
Darum strotzen unsrer Burschen Glieder von gesundem Mark,
Sind sie stark zum Strauß der Liebe wie zum Stiergefechte stark;
Darum liebt dich meine Seele, und von deiner Huld bezwungen,
Hat der Christ, o große Heidin, heute deinen Ruhm gesungen!

Der Abschluß der Dichtung, die trotz aller Leidenschaft doch keusch bleibt wie die Nacktheit der von ihr besungenen Statue, ist besonders bemerkenswert.[1]) Aubanel selbst faßt in den zwei Versen die Gegensätze, die seine Eigenart ausmachen, in klassischer Form zusammen. Der katholische Mann, der Drucker des Papstes, der Verleger der frommen „Paillettes d'or," ist zugleich der Sänger der heidnischen Schönheit. Sein Leben überragen der berühmte Elfenbein-Christus von Avignon mit dem ergreifenden Ausdruck siegreichen, welterlösenden Schmerzes und die berühmtere Venus von Arles mit dem bestrickenden Lächeln siegreicher, welterobernder Anmut.

Hier reiht sich trefflich ein das Sonett Patimen, worin der Zwiespalt, der des Dichters Brust zerreißt, zum heißen Ausdruck gelangt.

Qual.

Wenn deine Sinne glühn, wenn deine Seel' vom Streit
Ermüdet, wenn das Fleisch erdrosseln will den Geist
Und dir im Traum das Glück in nackter Schönheit weist;
Wenn du nach Rettung rufst in stiller Einsamkeit;

Wenn du den Markt durchirrst, wohin dich taumelnd reißt
Des Weibes stolzer Reiz, wie sehr er auch entweiht;
Wenn du nach Träumen lechzst voll wilder Lüsternheit:
Genügt von Kindesmund ein kühler Kuß zumeist,

---

7) Vgl. über die „Venus von Arles:" Felix Hémon, Les Races Vivaces, Avignon 1866; S. 27, und Leop. Bernard, Conférence sur Théodore Aubanel, Avignon 1891.

Daß du errötend stehst in jäher Reuepein!
Und dieser Kindeskuß, er ist so himmlischrein,
Daß alsogleich erlischt des Blutes sündger Brand.

Die Unschuld streichelt dich mit ihrer kleinen Hand ....
Kehr' um, du armer Narr, wirf dich aufs Knie zu Haus
Und wein' in Gottes Schoß dein Herzenselend aus!

Auch das Zeugnis, das Dr. Pamard[1]) dem verstorbnen Freunde in der Akademie von Vaukluse ausgestellt hat und wodurch er die Glut der Aubanelschen Poesie glücklich erklärt, darf nicht vergessen werden.

„Aubanel, so meint er, ist menschlich; er schildert, was er fühlt, was er verspürt. Die Leidenschaft ist bei ihm nicht durch den Besitz abgeschwächt, sie wird auch nicht durch ihn gesteigert. Er ist immer keusch gewesen; seine Keuschheit war gewollt, sie ward ihm durch seinen Glauben zur Pflicht gemacht. Sein Werk beweist wieder einmal, daß die Leidenschaft von niemand besser wiedergegeben wird als von jenen, die sie ihr ganzes Leben lang bemeistert haben. Das feurige Blut, das in den Adern dieses kräftigen Südländers rollte, wird ihm den Sieg oft schwer gemacht haben. Es fanden sich in ihm zwei erblich überkommene Einflüsse, die sich manchmal schreckliche Kämpfe liefern mußten: einerseits die Aubanels, starre, ruhige, gesetzte Katholiken; andrerseits der Griechenfeldhauptmann, der ein Abenteurerleben geführt, die Türken zu Stücke gehauen, die Sarrazeninnen geraubt hatte, furchtbar, unbeugsam und wild."

Eine liebliche Fortsetzung zu diesen Gesängen der Leidenschaft bietet sich uns in den eigentlichen Liebesliedern der

1) Le Dr. Pamard: Eloge de Théodore Aubanel prononcé devant l'Académie de Vaucluse, Montpellier, 1889.

„Fiho". Voll innigen Zartgefühls oder wehmütiger Sehnsucht, bilden sie ein zweites und schöneres „Buch der Liebe."

Im Mai 1869 schrieb Aubanel seinem Freunde:[1])

„Dieser Tage sind mir durch die Post zwei artige und duftige Briefchen zugegangen; ein junges Mädchen aus der besten Gesellschaft hat mir über die „Mióugrano" die liebenswürdigsten Sachen geschrieben und mir zugleich ihre Photographie übersandt. Das Bild ist reizend, und köstlich das Mädchen. Ich beschriebe dir gern ihre Schönheit, aber das ist sehr schwer. Soviel nur sage ich dir, daß ich sie voll Liebreiz und Anmut finde."

Die Schreiberin dieser „artigen und duftigen Briefchen" war Frl. Sophie von Lentz, die Tochter eines russischen, in Frankreich beglaubigten Diplomaten. Wie Marie Jenna, so hatte „das Buch der Liebe" auch sie für den Dichter eingenommen, und mit Einwilligung ihrer Mutter wollte sie mit ihm in Briefwechsel treten.

Der Briefwechsel[2]) setzte die Seele Aubanels in klingenden Schwung, und es erblühte ihm daraus ein neuer Liederfrühling. Frl. Sophie ward seine zweite Muse und

---

1) Legré a. a. O. S. 167 ff.

2) Dieser Briefwechsel ist 1899 vollständig veröffentlicht worden von Serge Bourreline unter dem Titel: Lettres à Mignon. Le Poète Théodore Aubanel et Mme. la Comtesse du T... Er gewährt einen klaren Einblick in Aubanels innere Gefühls- und Gedankenwelt; wir lernen aus ihm den Menschen so recht schätzen und lieben. Zugleich giebt er einen hohen Begriff von Mignons seltener Bildung, edlem Geschmack und echtem Gemüt. Nach dem Briefwechsel mit Legré enthält diese Sammlung wohl die zahlreichsten Aubanel betreffenden Dokumente. Zugleich sind darin viele der schönsten Gedichte der „Töchter Avignons" eingeschlossen, denn, wie dem Freunde, so sandte er auch Frl. v. Lentz die meisten der während jener Jahre entstandenen Gedichte ein und freute sich an ihrem Beifall.

unter dem Namen „Mignon“ oder „l'amigo qu'ai jamai visto“ „die Freundin, die ich nie gesehen,“ sang er ihr einige seiner schönsten Gedichte.

Am 3. Oktober 1869 schrieb er dem Freunde:

„Sonntag ist für mich ein vorzüglich poetischer Tag gewesen; ich dachte an Mignon, und die Verse flossen mir so leicht aus der Feder, daß ich erstaunt war. Darnach habe ich zwei Tage daran herumgefeilt ... Das erklärt, bis zu welchem Grade Mignon liebenswürdig ist! Und ich liebe sie, aber ganz im Reiche der Träume, wie Petrarka und Dante liebten. Ich liebe sie wie eine Beatrix, wie einen Tautropfen, eine bezaubernde Blume, einen Duft, ein Lied! Sie gilt mir als die Schönheit! Und wehe dem Mann mit dem ehernen Herzen, der vor der Schönheit nicht das Knie beugt und ihr aus ganzer Seele lobsingt! Ich habe mich bestrebt, meinen Versen jenen hohen, unpersönlichen Anstrich zu verleihen, der mir als eine lebhaftere und seltenere Huldigung erscheint als der selbstsüchtige Gefühlsausdruck eines alltäglich entbrannten Herzens. Ist es mir gelungen? Ich weiß es nicht, wünsche es aber sehr.“

Die Huldigung war dem Dichter gelungen, wie nachstehende Probe beweisen soll.

An Frl. Sophie v. L.....

Nun öffnest du dein Fensterlein, Holde,
Im frischen Morgenhauch,
Dem Frühkonzerte der Vögel zu lauschen,
Das hallt aus Baum und Strauch.

Sie hüpfen und zwitschern durch die Zweige,
Du freust dich an ihrem Getön

Und lehnst dabei in die weiße Linke
Die Stirne so weiß und schön.

Dein Händchen vergräbt sich, das reine, zarte,
In schimmernde Lockenflut;
Ein Lüftchen kräuselt das Haar dir im Nacken
Voll spielendem Übermut.

Nun glaubst du, es plaudre wer in den Büschen,
So dicht und schattig verzweigt!
Das sind der Grasmücke fröhliche Worte,
Die singt, wenn Alles noch schweigt.

Dort auf den Ziegeln klatscht es wie Flügel;
Nun meinst du, es lache wer!
Der Schwalben muntres Völkchen flattert
Ums Nestchen hin und her.

Nun jauchzt, nun jauchzt auch die Haubenlerche
Und steigt in den Himmel hinein
Und steigt und steigt, um sich trunken zu trinken
Am strahlenden Morgenschein.

Auf einmal schmettert es aus dem Hage,
Es jubelt und klagt aus dem Brust,
Und alles wird still, dem Psalme zu lauschen
Voll werbender Lebenslust.

Und ganz nun birgst du das weiße Händchen
In schimmernder Lockenflut.
Was singt doch die Nachtigall? — Du lauschest
Und bebst vor heimlicher Glut.

Mignon war von dem innigen Gruß des großen Dichters entzückt und dankte in einem reizenden Schreiben, worin sie den gemütvollen, an das Deutsche gemahnenden

Ton der Aubanelschen Poesie glücklich hervorhebt. „Es ist ein Herbstlied, meinte sie; es begreift alle Poesie in sich und paßt zu der unbestimmten, schwermütigen Stimmung der scheidenden schönen Tage. Die Seele des Dichters ist der Spiegel der Natur!“

Erfreut schrieb Aubanel am 4. November nach Marseille: „Mignon nennt meine letzten Verse ein Herbstlied. Wie wäre es, wenn ich ihr im Frühjahr ein herrliches, fröhliches, strahlendes Lied von Lenz und Jugend schickte! Der Frühling ist zwar noch ein wenig weit, aber zur richtigen Stunde schreiben ist besser als zuviel schreiben.“

Die ersehnte Begeisterung kam über ihn beim Auferstehungsklange der Osterglocken und gab ihm folgenden Frühlingshymnus ein:

Osterglocken.[1])

I.

Glockenklang der Osterzeit
Wirbelt jubelnd in den Lüften,
Tönt dem Herrn in Grabesgrüften,
Tönt des Lenzes Herrlichkeit!

Aus des Ostens Glutenbrande
Schwebt der junge Tag empor;
Sprengend seines Grabes Bande,
Tritt der Heiland draus hervor.

Turm, der unter Lärchenbäumen
Schlank vom Hügelhange steigt,
Turm, dem sich in weiten Räumen
Dach an Dach zu Füßen zeigt!

1) Lou Rèire-Soulèu, 8 ff.

Riesenglock' des Doms, die mächtig,
Bogenschütternd schwingt und dröhnt;
Glöcklein des Konvents, das schmächtig,
Schrill wie Grillensang ertönt!

Dumpfer Brummer, Silberschelle,
Klingt nur, klingt nur nah und weit!
Tönt dem Heiland, schwer und helle,
Tönt des Lenzes Herrlichkeit!

Läutet, all ihr Osterglocken,
Läutet, läutet, bimbambum!
Knirschend flieht der Tod erschrocken
Und verbirgt sich, zitternd, stumm!

Frische Lebenssäfte steigen
Rings in Feld und Wald und Stadt;
An den hellbegrünten Zweigen
Flüsternd bebt das junge Blatt!

Bienen summen, sich zu laben,
Um den Hügel, durch die Au,
Naschen von des Frühlings Gaben,
Baden sich im Morgentau.

Düfte hauchen Blum und Dolde,
Voll von Vögeln hüpft der Hain;
Erd und Himmel füllt mit Golde
Makelloser Sonnenschein!

Zartes Grün der jungen Triebe,
Wald und Feld im Blütenkleid!
Trunken ganz von Lust und Liebe
Bebt das Herz von Seligkeit! ....

Glockenklang der Osterzeit
Wirbelt jubelnd ob den Landen!
Tönt dem Herrn, der auferstanden,
Tönt des Lenzes Herrlichkeit!

II.

Nun ist es süß, zu wandern aus den hohen Thoren,
Ziellos gleich einem Vögelein;
Durchs Frühlingsfeld zu schreiten, langsam, traumverloren,
Auf grünem Pfad, am schattgen Rain!

Ich wähnte meine Seele tot, mein Herz erfroren,
Seit Winterfrost die Welt schloß ein;
Doch Jugend wird und Schönheit ewig neugeboren! ....
Mein Herz, darfst nicht so stürmisch sein!

Im Lenzwind, der das Land beschneit mit Blütenflocken,
Im warmen Sonnenscheine fühl ich süß erschrocken,
Wie solche Wonne mich durchdringt;

Im dichten Laub, von roten Ziegeldächern locken
So wunderreich die Vögel, farbenreich beschwingt,
Daß mir vor Glück das Herz fast springt!

Dem Freunde schrieb er mit Bezug auf diese Gedichte:

20. März 1866.

„Ich bin zufrieden, daß du diese Verse Mignon würdig findest; möchten sie ihr nur gefallen und mir einen ihrer Briefe einbringen voll freundschaftlich weiblichem Reiz! Wenn das noch ein wenig so weiter geht, so erhalte ich eine zweite „Miógrano", nicht weniger schön und ganz

eigenartig — ein Liebesgesang, in dem das Wort Liebe fast nie ausgesprochen wird. Wie ist es doch mit uns armen Dichtern so sonderbar bestellt! Wir denken an nichts.... ein Windhauch streift vorbei, eine Blume erschließt sich, ein Gruß fliegt uns zu, und wir stehen da, tiefgerührt wie Kinder."

Sogar im Winter schwieg Aubanels glückliche Muse diesmal nicht; die Liebe war stärker als der Frost und ließ ihn auf einem Spaziergange zwei wunderliebliche Schneeglöckchen entdecken.

An Mignon.[1])

I.

Voll Lieder ist die Seele mein,
Singvögel, die im Winter schweigen!
Ein Blick von dir ruft frisch sie in den Sonnenschein
Und läßt sie leichtbeflügelt steigen.

Dein goldger Blick leiht ihnen Kraft,
Und in des Äthers leichte Fernen
Schwingt sich der Vogel, singt und dringt voll Leidenschaft
Bis zu der Sonne, zu den Sternen.

Der Sonne Schein, der Sterne Glanz
Kann ihm die Wimper nicht versengen;
Durchs Weltenall, umblitzt von der Kometen Tanz,
Fliegt er mit jubelnden Gesängen.

Er sieht nicht mehr der Firne Licht,
Den kahlen Wald, die welken Auen;
Er schaut nur unverwandt der Schönheit Angesicht,
Wie Adler nach der Sonne schauen.

1) Lou Rèire-Soulèu, S. 112 ff.

Und kehrt er heim im selgen Drang,
Klingts so gewaltig in ihm wieder,
Daß sich sein Sang von selbst erschwingt. — Drum töne, Sang,
Denn meine Seele ist voll Lieder!

II.

Wie wandelst du, Mädchen,
Voll Anmut dahin!
Es staunet das Wasser
Beschaust du dich drin!

Durchschreitest du schwebend
Den Eschengang,
So beben die Blätter
Den Weg entlang!

Um dein sich zu freuen,
Durchlugt der Tag
Das schattende Laubdach
Und äugelt dir nach!

Die Blumen duften
Dir lieblichen Gruß
Und regnen dir Küsse
Auf Rock und auf Fuß!

Es freut sich das Lüftchen,
Dich, Holdchen, zu sehn,
Und eilet, mit Schmeicheln
Dein Haupt zu umwehn!

Es spielt dir im Haare
Nach neckischem Brauch
Und trinkt deiner Lippen
Süßduftenden Hauch!

Dein Wort tönt lieblich
Wie klingendes Gold!
Dein Lächeln bezaubert,
So kindlich und hold!

Vom himmlischen Glanze
Dein Aug' ist entfacht;
Dir sprechen wohl Engel
In heimlicher Nacht!

Ich wollte dich feiern
Mein Leben lang;
Doch vor deiner Anmut
Verstummt mein Gesang.

Mignons dankende Glückwünsche brachten Aubanel außer sich. Er pries den Briefwechsel mit dem Mädchen aus der

Fremde als einen Wunderbrunnen ewigneuen Gefühls und ewigjunger Begeisterung: „Welch anbetungswürdig poetische Gestalt für meine Träume! ruft er aus. Calendau ist beim Anblicke Esterellens auf dem Gibal weniger berauscht gewesen als ich es bin durch diese unbekannte Fee, die ich wahrscheinlich nie sehen werde! Meine Seele strömt über!"

Das Porträt, das Mignon dem Dichter in ihrem ersten Briefe zugesandt hatte, ermöglichte wohl eine Vorstellung von ihrer Anmut, gab aber keinen Aufschluß über die Farbe ihres Haars. Frauenlocken übten nun auf Aubanel stets einen besonderen Reiz aus, und er hat ihr Lob in Vers und Prosa begeistert besungen. So wollte er denn auch, um sich die unbekannte Freundin in klareren Umrissen denken zu können, erfahren, was für Haare sie habe: ob sie blond sei wie Ophelia, goldumwallt wie Magdalena oder Desdemona, nachtbekränzt wie die Königin Johanna oder Zani? Er hielt es für angemessen, die Frage in Versen zu stellen und that es in dem Gedicht: „An die Freundin, die ich nie gesehen."

Dieses Stück liefert den glänzenden Beweis, wie Aubanel sein angeborenes, starkes Talent für lebhaftes Kolorit und scharfumrissene Zeichnung am Studium der Maler, besonders der Venetianer, gekräftigt und bereichert hatte. Gedichtet ward es, gleich der Venus von Arles, während der Frühlingsfrische in Vaison, und auffallend genug, bei strömendem Regen. Denn am 8. Mai 1868 schreibt er an Legré:

„Seit zwei Tagen regnet es. Der Regen ist über alle Maßen trübselig, aber die Erde dürstete so sehr, und die armen Landleute sehnten sich solchermaßen nach einem Tropfen Wasser, daß ich, voll Freude ihn an die Scheiben pochen zu hören, auf mein Zimmer lief und mich dort einschloß. Der ganze schwarze Himmel schien mir zu lächeln, und bei

dem polternden Niedergang des schrecklichen Gewitters habe ich einige Strophen an Mignon geschrieben, einige Strophen voll Sonne und Liebe.

„Ich sende sie dir noch ganz brühwarm zu. Ich habe sie kaum wieder durchgelesen. Du findest besser, was sie wert und ob sie ihrer würdig sind. Ach, diese reizende Mignon ist mir doch eine süße Veranlassung zum Dichten! Wenn sie nach der Lektüre meiner — sehr jungen und etwas überspannten — Verse eine duftige Locke ihres schönen Hauptes in die Falten ihres Briefes einschlösse, um mir eine klarere Vorstellung von der Farbe ihres Haars zu ermöglichen, so wäre das, meiner Ansicht nach, nicht mehr als billig. Aber es wäre auch sehr liebevoll! ..... Ach was, die Poesie entschuldigt vieles, zum großen Ärger der Philister und Einfaltspinsel."

Doch diesmal sollte der Dichter in seiner Erwartung getäuscht werden. Mignon wünschte nicht den Schleier zu heben, den sie um sich gezogen, und gab ausweichende Antwort. Aubanel schmollte und nahm erst im folgenden Jahre, nachdem Mignon seinem Verlangen nachgekommen, den so lieb gewordenen Briefwechsel wieder auf.

Um diese Zeit hatte er auch sein Drama: „Das Brot der Sünde" wiedereinmal durchgearbeitet und sandte davon eine saubere, sorgfältig eingebundene Abschrift an Mignon. „Mein Drama, schreibt er ihr dabei, ist wahr und leidenschaftlich wie die Leute des Südens. Ich wollte es erfüllen mit dem Rausche der Sonne und der Leidenschaft, in engster Verbindung mit den so poetischen und erhabenen Vorgängen des Landlebens."

Aber auch diesmal ward dem Dichter eine Enttäuschung bereitet. Das Manuskript mußte zuerst die mütterliche Zensur über sich ergehen lassen; die besorgte Frau unter-

sagte ihrem Töchterlein die Lektüre der Dichtung. Am 15. Oktober 1868 teilte das Mädchen dem Dichter diesen Entscheid mit. Aubanel fügte sich ebenfalls und gab folgende bedeutsame Antwort, die seine rein künstlerische Gewissenhaftigkeit treffend beleuchtet:

19. Oktober 1868.

„Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dem Entscheid Ihrer Frau Mutter. Die Dichter sind nur zu häufig schlechte Richter ihrer eigenen Werke. In ihrer unbefangenen Kunstbegeisterung lassen sie sich mit fortreißen, ohne an weiteres zu denken, und ich begreife vollkommen, daß eine Mutter mit Besorgnis erfüllt wird dort, wo der Künstler nur die reine Kunst im Auge hatte, und nur auf eine poetische Wirkung aus war."

Mignon hielt übrigens das der Mutter gegebene Wort aufs gewissenhafteste, so schwer es ihr auch manchmal ward; erst einige Jahre nach ihrer Verheiratung hat sie das „Brot der Sünde" gelesen.

Zu den schönsten Grüßen, die Aubanel in der Folge an die Freundin richtete, gehört auch das innige Gedichtchen „Im Haine". Am 9. Juni 1870 übersandte er es mit folgendem Begleitschreiben:

„Ach! mehr als die Wunder des Frühlings, mehr als die Schönheit des Himmels und der Blumen, entzückt und tröstet uns ein Freundeswort. So wandten sich Ihnen denn auch meine Gedanken wonnebebend zu, und ich sah Sie auf den Wiesen und im Walde den Nachtigallen lauschen oder Maßliebchen zupfen."

Im Haine.

Wie reizend ist's zu wandeln durch den Hain!
Im Sonnenlichte glänzt das Laub und zittert,

Ein Fächer, der rasch hin- und wiederflittert,
Durchblitzt von gold'gem, staubdurchtanztem Schein.

Wie reizend ist's zu wandeln durch den Hain!

Die Eidechs' wärmt sich äugelnd in der Sonne.
Geschwirr und Summen füllt die Luft mit Wonne,
Und Vogellieder hallen lieblich drein.

Wie reizend ist's zu wandeln durch den Hain!

Durch Gras und Blumen, unter Laub und Ranken
Sah deinen Schatten ich vorüberschwanken,
O Holde, und mein ganzes Herz ward dein! —

Wie reizend ist's zu wandeln durch den Hain!

Im Mai 1874 starb Frau von Lentz, und am 6. Oktober desselben Jahres vermählte sich Mignon mit einem jungen Hauptmann beim 7. Husarenregiment, dem heutigen Obersten Grafen Léon T. du Terrail. Die Nachricht dieser Vermählung kam Aubanel ganz unerwartet und erschütterte ihn tief. Doch faßte er sich schnell und übersandte der glücklichen Braut für den Vorabend ihrer Hochzeit eines seiner schönsten Sonette. —

Kurz nachher stattete die Gräfin mit ihrem Gatten dem Dichter einen Besuch in Avignon ab. Da sah Aubanel zum ersten Male die vielbesungene Freundin und freute sich ihrer Lieblichkeit. Allerdings war damit auch der Zauber gebrochen, den die mystische Verbindung und die Entfernung um sie gewoben hatte. Er richtete kein neues Lied an Frau du Terrail; aber der rege Briefwechsel, der zwischen beiden fortdauerte, beweist, daß sie einander stets freundschaftlich verbunden blieben. Mignon besonders dachte in dankbarer Zuneigung dessen, der ihre Jugend so zart besungen hatte,

und wahrte auch nach des Dichters Tode, mit ihrem Gemahle, ihre wärmste Teilnahme dem Felibrige, zu dessen höchsten Zierden der Verstorbene immer gereichen wird.

Eine noch tiefere Wirkung als der langjährige Verkehr mit Mignon sollte auf Aubanel eine Bekanntschaft machen, die er während seiner letzten Lebensjahre schloß und mit wahrer Leidenschaft hegte.

Am 28. August reiste er nach Alais, um dortigen Freunden sein Drama: „Das Brot der Sünde" vorzulesen. Unter seinen Zuhörern befand sich auch der Feliber Paul Gaussen mit seiner jungen Gattin Ludovino. Die Erscheinung der anmutigen Frau übte auf Aubanel eine unbeschreibliche Wirkung. Braun und bleich, schwarzäugig und schwarzlockig, erinnerte sie ihn ganz an Zani, und alsbald stand seine Jugend wieder in ihm auf und blickte ihn aus den lebhaft glänzenden Augen der neuen Freundin siegreich an. Sein Herz ward gefangen, und er sann auf würdige Huldigung. Den Vornamen der Geliebten, Ludovino, verschmolz er mit seinem eigenen und bildete so das Anagramm Dono Vióuleto d'Or (Frau Goldveilchen). Unter diesem sinnigen Namen sollte er sie unsterblich machen; denn der zu ihrem Preise und in Erinnerung an längstvergangene Zeiten geschlungene dichterische Blütenkranz bezeichnet den Höhepunkt der neuprovenzalischen Liebeslyrik.

Die Reise.

Das Gedicht schildert einen der häufigen Ausflüge, die Aubanel von Avignon nach Alais unternahm. Das Unbehagen, das sich bei einer längeren Eisenbahnfahrt durch eine öde Natur des einsamen Reisenden bemächtigt, ist darin sinnlich fühlbar wiedergegeben.

Die Nacht ist schwarz, und durch die Nacht
Saus' ich, vom Eilzug fortgetragen;
Ich hör den Wind ans Fenster schlagen;
Mit trübem Schimmer füllt den Wagen
Ein Lämpchen, das kaum noch entfacht.

Nun lischt es aus, und Schatten senken
Sich von der Decke; draußen ziehn
Die Bäume, wie Gespenster hin,
Die, während sie vorüberfliehn,
Zum Gruß die dürren Arme schwenken.

Ein Pfiff! Er dringt durch Mark und Bein!
Gott, welch ein Poltern! Wie das schüttert!
Holz, Scheiben, Eisen, alles zittert,
Und auf der Mauer draußen flittert
Irrlichtergleich vielfacher Schein.

Nun sind wir in den Berg gefahren!
Es donnert! Wär' die Hetzjagd aus!
Der wüste Braus, das Dunkel draus,
Es mahnt mich an den Höllengraus
Und brüllt: Laßt alle Hoffnung fahren!

Jetzt, pustend, keuchend von dem Lauf,
Rauchsäulen wirbelnd mit letztem Hauche,
Hält die Maschine mit Gefauche,
Und schimmernd taucht aus schwarzem Rauche
Die Stadt mit tausend Lichtern auf.

Traut strahlt das Gaslicht durch die Nacht!
Die Freunde kamen aus freien Stücken,
Mich grüßend an die Brust zu drücken.
Wie kannst du, Freundschaft, uns beglücken,
Wenn in dem Aug' die Seele lacht!

Dann flog ich zum bekannten Dach!
Dort sitzt bei des Kamines Schimmer
Die Holde einsam in dem Zimmer
Und träumt! — Ein Kuß von ihr, und nimmer
Denk ich der Reise Ungemach.

An den Wind.

Das Laub erzittert säuselnd im Winde:
O Lüftchen, rege die Schwingen
Und flieg, meinem lieblichen Kinde
Das Säuseln des Waldes zu bringen!

Die Quelle rieselt durch Moos und Kiesel
Mit silbern plaudernder Welle;
O bring ihr das frische Geriesel,
Das helle Lachen der Quelle!

Die Wiese prangt in meergrünem Scheinen;
Kein Wölkchen in himmlischer Runde;
Die Vögel singen: O bring der Einen
Der Vöglein hallende Kunde!

Lichtflocken, wie goldne Falter zu schauen,
Durchflattern die dämmernden Räume;
O bring ihr den Atem, den wohlig lauen,
Der strahlendurchflitterten Bäume!

Auf heimlichem Pfade hör' ichs leise
Wie Schritte die Blätter durchrauschen:
O bring ihr die herzerfreuende Weise,
Die flüsternd Liebende tauschen!

Die Morgenwinde streifen, die losen,
Die Blumen mit tauigen Schwingen;

O bring ihr die Purpurdüfte der Rosen,
Die Seelen der weißen Syringen!

Stoß auf die Thür, dring in das Zimmer;
Doch sachte, sonst bebt sie erschrocken,
Und küsse des Nackens Liliensschimmer
Und ihre dunkelwallenden Locken!

Aprilabend.

Die Freundesaugen der Frühlingssterne,
Mildlächelnd wie das Aug' einer Frau,
Beschauten mich aus himmlischer Ferne;
Die Nacht lag friedlich, tief und blau.

Melodisch leicht und wallend von Düften,
Wie eines Mädchens reiner Hauch,
Herspielte April in des Gartens Lüften
Und atmete Küsse um Baum und Strauch.

Wie der Geliebten Geplauder, das süße,
So tauschten noch von Baum zu Baum
Die Vöglein klingende Abendgrüße;
Dazwischen piepten die Jungen im Traum.

Der Lenz hängt Nester in Halme und Hecken,
Und überall schwillt vom Safte der Splint;
Du Holdchen, willst dich vor mir verstecken?
Wo bist du? Komm, mein liebliches Kind!

Viel stärker als würziger Wein, verwirrte
Der Odem mir des Frühlings den Sinn,
Ich stand wie berauscht, und glühend irrte
Mein Mund zum Munde der Einzigen hin.

Die dunkeln Büsche schauerten, grade
Als harrten sie bebend der bebenden Braut;

Milchstraßen ähnlich liefen die Pfade,
So waren sie funkelnd mit Würmchen betaut.

Ein Blütenzweig, geschaukelt vom Winde,
Duftreicher als das Haar, das umflicht
Das Haupt der Mädchen, streifte gelinde
Die Hand mir oder das Angesicht.

Da war mir, als sei sie vorübergegangen;
Da stürzt' ich ihr nach, von Sehnsucht berückt,
Da hab' ich die Stämme der Bäume umfangen
Und glühend darauf die Lippen gedrückt. —

Die Freundesaugen der Frühlingssterne,
Verwirrend wie das Aug' einer Frau,
Beschauten mich aus himmlischer Ferne;
Tief lag die Nacht, friedlich und blau!

Reizend, doch mit verhaltner Glut, zeichnet der Dichter die bleiche Schönheit der Geliebten in dem melodischen Liede

Bleich.

In nächtlicher Ferne,
Bezaubernd, entfacht
Die Seele der Sterne
Reichfunkelnde Pracht;
Doch Mond nicht und Sterne
Bezaubern mich gleich
Den Augen der Liebsten
So groß und so bleich!

Ihr wallenden Wogen,
Du tönender Hain,
Verkündet der Holden
All meine Pein!

Im Grüngewande
April ist erwacht,
Und kleidet die Lande
In blühende Pracht;
Doch keine der Blumen
Bezaubert mich gleich
Dem Antlitz der Liebsten
So feurig und bleich!

Ihr wallenden Wogen,
Du tönender Hain,
Verkündet der Holden
All meine Pein!

Mit purpurnem Blinken,
Vom Grün überdacht,
Das Kirschchen den Finken,
Den hungrigen, lacht;
Und wenn sie es naschen,
So denk ich zugleich

Der Lippen der Liebsten,
So weich und so bleich!

Ihr wallenden Wogen,
Du tönender Hain,
Verkündet der Holden
All meine Pein!

Ergreifende Wehmut klagt aus den innigen Stanzen:

An Dono Vióuleto d'Or.

Wenn mir dein schönes Auge lacht,
So schwarz wie die schweigende Nacht,
Die Nacht durchsprüht vom Sternenregen,
Wenn mir dein großes Auge lacht,
So lächelt Zani mir draus entgegen.

Was dir ich gesagt, ich weiß es nicht!
Du wandtest zu mir dein Gesicht,
Dein Auge stand im flammenden Scheine;
Was dir ich gesagt, ich weiß es nicht:
Es strahlte deine Seele in meine!

An jenem Abend weinten wir zwei,
Und gramvoll sah ich dabei:
Dein schönes Auge weinte sich trübe!
An jenem Abend weinten wir zwei —
Du sanfte Frau, wir weinten vor Liebe!

Die ganze Gewalt, mit der diese letzte Liebe es Aubanel angethan hatte, spricht sich aus in der schwermütigen Elegie: Spätfrühling. Wir hören, wie der Gedanke an Zani in ihm wieder lebendig geworden ist, und wie eben die Ähnlichkeit mit ihr ihn zu Dono Vióuleto hinzieht.

Erschütternd wirkt besonders der letzte Vers! Aus dem „Amen-nous, amen-nous, mignoto, avan que more!" tönt es wie ein Jammerschrei hilfloser Angst vor dem nahen Tode, der ein licht- und liebedürstendes Menschenauge für immer von Licht und Liebe scheiden sollte.

Spätfrühling.

Trüb denk' ich manchmal dessen, was geschehen!
Wie ists mir süß, o Herrin, dich zu sehen!
O laß mich trinken deiner Blicke Glanz,
Laß mich dich schaun! Dein Auge bannt mich ganz;
Und füllt sein Feuer mit geheimen Drange
Mein Herz, so denk ich Zanis lange, lange;
Denn lange träumt, wem Liebe raubt die Ruh!
Gemütsreich war sie, zärtlich, sanft wie du!
Hold wie ein Engel war das Kind zu schauen!
Du gleichst ihr ganz, o lieblichste der Frauen!
Drum sitz ich gern und höre stumm dir zu.
Wie oft bei rauhem Sturm die Wintersonne
Hinabsinkt hinterm schwarzen Wolkenhag,
So losch auch meines Herzens süße Wonne
Mir plötzlich aus, und seit dem Sterbetag
Wein ich dem Glücke meiner Jugend nach.
Seit sich das Kind durch heilgen Eid gebunden,
Hatt' ich noch keine Schwester ihr gefunden.
O deine Hand, reich' mir die frische Hand!
Einst hat mich eines Mädchens Hand gebrannt,
Doch deine kühlt den Brand in meinem Blute!
Laß küssen mich die Hand! — Nein, bleib, du Gute,
Ich fleh dich an, von Rührung übermannt!
Du kamst, den Mut mir liebend aufzurichten;
Einst hieß mich Schmerz, nun heißt mich Freude dichten!

O Mond, verklär mit Glanz die Pfade all!
Singt nur, ihr Grillen, sing, du Nachtigall!
Die ihr Mirèio und Vincèn gelinde
Gewiegt, lacht durch das Laub, ihr Frühlingswinde!
Der Liebe, die zuerst in Bann uns schlug,
Der denkt man stets, wenn sie auch Leid uns trug.

Doch mit dem Frührot hellt sich Höh und Heide,
Der junge Tag steigt auf in goldner Pracht;
So kehrt auch mir nach langer Trauer Nacht
Mein Lieben, jung und schön, im weißen Kleide!
O mehr als Zanis Schwester bist du mir!
All meine Jugend läßt du auferstehen!
Ja, du bist Zani! Camp-Cabel ist hier!
Kind, lieb' mich, lieb' mich, eh ich muß sterben gehen.

Die beiden Frauen, die einen so großen Platz in Aubanels Leben und Dichten einnahmen, überlebten ihren Freund nicht lange. Zani und Dono Vióuleto d'Or, Schwester Agnes und Frau Paul Gaussen, sind kurz nach Aubanel verstorben.

In einem letzten Liebesliede möge diese Einführung in die „Fiho d'Avignoun" ausklingen. Es faßt die pochende Sehnsucht, die Aubanel zeitlebens bewegte, in einige rührende Strophen zusammen und breitet über den vorzeitigen Scheidegang des geliebten Dichters den goldbestirnten Schleier ahnungsvoller Wehmut.

Die Sterne.

Wenn hinter Meer und Bergen lohend
Die Sonne steigt ins Purpurgrab,
So sinken Nacht und Schwermut drohend
Zur Welt herab.

Ach ohne Liebe wär das Leben
Nur eine grausam lange Nacht!
O selig, wem als Stern durchs Leben
Ein Auge lacht!

Ein Schemen, schritt ich einsam, fremde,
In meine Trauer eingehüllt;
Ich fror in meinem Leichenhemde,
Von Graun erfüllt.

Doch, Mädchen, seit mir deine Treue
Die Hand gereicht im wilden Leid,
Bin ich aus Lieb' zu dir aufs neue
Zum Hoffen bereit.

Schon wähnt' ich ewig mich verloren!
Du kamst und lachtest sanft mich an:
Da sah ich auch des Glückes Thore
Weit aufgethan!

Ach, ohne Liebe wär das Leben
Nur eine grausam lange Nacht!
O selig, wem als Stern durchs Leben
Dein Auge lacht!

IV. „Das Brot der Sünde".

Schon bei der „Mióugrano" ward auf den dramatischen Charakter der Aubanel'schen Poesie aufmerksam gemacht. Gedichte wie „Die Zwillinge", „Der Dreizehnte", „Die unschuldigen Kindlein" sind kleine Dramen voll Glut und Leben. Und über „Den neunten Thermidor" bemerkt Mistral in seiner akademischen Antrittsrede: „Soll man sich da noch wundern, daß der Dichter dieser Verse das provenzalische Drama, und zwar groß und gewaltig, geschaffen hat? Aubanel war wie gemacht dazu, den dramatischen Schauer zu zergliedern und hervorzurufen. In seinem Temperament fand sich eine Art männlicher Glut, infolge der er zum Roten und Wilden hinneigte."

Verschiedene Gedichte der „Fiho d'Avignoun" lassen diese dramatische Begabung mit ähnlicher Kraft hervortreten; hier hat er sogar die Landschaft in dramatische Handlung übergesetzt, wie das aus den „Schmieden" zu ersehen ist.

Das Drama war mithin Aubanels leidenschaftlicher Natur angemessen: in ihm konnte er seinem Drange nach Bethätigung freien Spielraum lassen, brauchte er sein Gefühl nicht in den Rahmen einiger beschränkten Strophen zusammenzudrängen. Zugleich ermöglichte ihm die innige Verschmelzung, die sich bei ihm zwischen idealisierter Auffassung

und realistischer Zeichnung vorfindet, originelle, glückliche Neuheiten, und der Ernst, mit dem er seinen Dichterberuf auffaßte, war die Gewähr reiflich überlegter Leistungen.

Er wandte sich gleich nach dem Erscheinen der „Granate“ dem Theater zu. Wie er eigentlich die provenzalische Lyrik geschaffen, so wollte er der Heimat auch das Drama schenken. Das erste seiner Dramen und das bis jetzt allein veröffentlichte, ist „Lou Pan dóu Pecat“ (das Brot der Sünde). Begonnen ward es im Sommer 1863.

Am 30. Juli schreibt Aubanel an Legré:[1])

„..... Ich wünsche sehr, dir den Plan meines Dramas vorzulesen; ich habe ihn vollständig umgearbeitet, verbessert, und von drei auf fünf Aufzüge erweitert. Ich arbeite nun einen Monat an diesem großen Werke. Ich habe alles hineingelegt, was ich in Kopf und Herzen trug. Ich meine, jetzt wäre es soweit fertig; doch bin ich dessen noch nicht sicher. Es ist sehr schwer, klar in sein eigenes Werk hineinzusehen, besonders nach langer Arbeit: ich bedarf jetzt eines Ratgebers, einer Kritik, die mir nur von dir allein kommen kann, da ich mein Drama nicht jedem im Keime vorlegen darf. Erst wenn wir Alles zusammen gelesen und das Einzelne durchsprochen haben, erst wenn du meinen Plan gebilligt hast, will ich mich an die Verse machen. Ich habe für drei, vier, vielleicht sogar für sechs Monate zu thun. Ich will weder Zeit noch Mühe sparen, überglücklich, wenn ich ein Werk zu gutem Ende führe, das mir ungemein lächelt und worin sich, nach meiner Ansicht, wirklich neue, originelle, kühne Situationen vorfinden.“

Am 16. November 1863 konnte er die Vollendung der Dichtung melden. „Mein Werk ist fertig, jetzt hat es Mistral

1) Legré, a. a. O. S. 218 ff.

in Händen. Ohne unbescheiden sein zu wollen, kann ich doch sagen, daß er davon entzückt und gerührt war. Ich ließ es ihm da mit der Bitte es durchzulesen, zu verbessern und alles daran zu ändern, was er will."

Am 17. Dezember sandte Mistral das Manuskript wieder zurück. Nun erhält es Legré, um es nochmals durchzulesen und zu verbessern, so sehr war es Aubanel darum zu thun, eine vortreffliche Arbeit zu liefern, und so bescheiden erbat er sich den Rat der Freunde.

Der Anfang des Gedichts versetzt uns auf einen Bauernhof, einen in der Trebon-Ebene bei Arles gelegenen „mas". Heiße Julitage drücken das Land und bedrängen Mensch und Tier. Faneto, die Gattin des reichen Bauern Malandran, fühlt sich in ihrer Ehe unbefriedigt. Nicht als ob es ihr an äußerem Glücke fehle. Im Gegenteil: Reicher Wohlstand umgiebt sie; ihre drei Söhne gedeihen wie der Papst und gehen in die Höhe wie Unkraut. Ihr Gatte liebt sie; aber er liebt sie in seiner genügsamen Art, der jeder äußere Ausfluß der Leidenschaft fremd ist. Das kränkt sie, denn die leichtblütige, kokette Arlesierin dürstet nach den Huldigungen heißer Liebe. So fühlt sie sich unglücklich, schon bei Lebzeiten ihres Mannes verwitwet. — Auch an jenem Julimorgen verhält es sich nicht anders. Kraftstrotzend tritt der Bauer vor die Frau und erzählt ihr freudig von dem Erntesegen, den der Sommer beschert hat. Die nächsten Tage werden Arbeit in Hülle und Fülle bringen. Meister Peter ist, wie alljährlich, mit seinen Pferden herbestellt, das Korn auszutreten, und kann jeden Morgen eintreffen. So spricht er, reibt sich vergnügt die Hände, fügt noch einige gutgemeinte Worte für die Frau hinzu und

entfernt sich; denn wenn er die Augen nicht überall hat, meint er, so wird nicht geschafft; eine Sünde und Schande aber wäre es, an solchen Tagen die Hände in den Schoß zu legen.

Faneto bleibt mit ihren spielenden Kindern allein zurück und klagt:

Faneto.

„So ist er stets. Er kommt und geht und findet
Nicht einen Augenblick, mit seiner Frau
Zu kosen, seine Kinder zu umarmen.
O, gut ist Malandran! Auch liebt er mich;
Doch stärker hält gefesselt ihn die Erde!
Sein einzig Lieben, seine wilde Flamme,
Die Erd ist's; der giebt er die Gattin preis.
Und sehnen Frau und Kinder sich nach Liebe,
Er kennt die Arbeit nur, kein Zärtlichthun,
Kennt nur die eine Leidenschaft der Arbeit.
Schon vor dem Morgen läßt er unser Lager,
Geht hin und wirbt voll Glut um seine Braut,
Die Erde! Zwar die Braut ist rauh, doch sie
Gefällt ihm! Und er ringt mit ihr, er faßt sie,
Er schließt sie an die Brust den ganzen Tag!
Und kehrt er abends müde zu uns heim,
So kauert er erschöpft in dunkler Ecke,
Ißt stumm, in gierer Hast, den Abendkohl,
Schaut ernst und grübelnd drein und hat nicht Zeit,
Der eignen Frau ein freundlich Wort zu sagen.
Und ist er satt und öffnet dann den Mund,
So spricht er nur von Feld und Wies', von Weinberg
Und Wetter, oder giebt den Knechten Weisung
Für tags darauf. Dann nimmt er die Laterne,

Zur Runde durch den Stall und wirft sich müd
Aufs Bett. Ich folg ihm, zitternd vor Erregung;
Doch nachts vergißt er meiner wie bei Tag.
Und ich bin jung, mein Herz springt fast vor Liebe!
Mein Blut wallt siedendheiß, laut klagt mein Herz!
Doch wem, ach! klagen! Zu Vertrauten bleiben
Mir nur die Bäume, nur die schnellen Vögel,
Die Wolken und der Wind! O, welche Qual!
Nur Maladran kann ich und wills nicht sagen.
Und wagt' ich's auch, was hülf' es mir bei ihm?
Er schüttelte das Haupt, er schaute mich
Verwundert an! So was begreift er nicht.
Er weiß nicht einmal, ob sein Weib ihn liebt!
Er kennt nur seine Sichel, er versteht
Sich nur auf seinen Pflug!"

Während Fanceto so mit ihrem abwesenden Gatten hadert, naht Pferdegetrampel. Es wird wohl Meister Peter mit seinen Gäulen sein, dessen Ankunft Malandran angekündigt hat. Doch nein! Das ist nicht der alte Freund. Die Pferde führt ein frischer Bursche, schön wie die Jugend, stolz wie ein Araber. Mit leichtem Satze schwingt er sich vor Fanceto zur Erde und begrüßt sie. Auf der Bäuerin verwunderte Frage giebt er sich als Veranet, den Enkel Meister Peters, den Sohn des verstorbenen Auzias, zu erkennen. Wie, Fanceto erinnert sich seiner nicht mehr? Er hat doch als Kind so häufig auf dem Hofe geweilt und bei der jungen Hausfrau in ganz besondrer Gunst gestanden! Aus dem mutwilligen Buben ist unterdes ein prächtiger Bursch geworden, dem schon der Bart um die Lippen keimt und dessen kräftige Schönheit Fanceto bewundert. Zwischen beiden entspinnt sich nun ein anmutiges Gespräch, wobei Fanceto,

von Liebe bezwungen, das Herz des Knaben bethören will. Sie bittet ihn, unter anderm, um Neuigkeiten aus ihrer Heimat Arles. Veranet berichtet von Stierkämpfen und deren aufregendem Verlauf.

Faneto.

Was giebt es sonst noch Neues dort?

Veranet.

Nicht viel!

Doch, schöne Mädchen giebt's.

Faneto.

Das ist nichts Neues.

Veranet.

Zwar ists nicht neu. Doch bleibt es immer schön.

Faneto.

Also gefallen dir die schönen Mädchen?

Veranet.

Das mein' ich!

Faneto.

Welche ziehst du vor? Die blonden,
Die schwarzen oder braunen?

Veranet.

Hm, ich weiß nicht;
Ich lieb sie alle, schau sie alle gern.

Faneto.

Kam dir noch nicht die Lust, der oder dieser
Den Hof zu machen? Hast du noch keine Liebste?

Veranet.

Sie sind mir alle lieb, ich tanz' mit allen.

Faneto.

Hat dir noch keine was ins Ohr geflüstert? —
Unmöglich! Ein so hübscher Bursch und hat
Kein Bräutchen? Hast du dir noch keins gewählt?

Veranet.

Noch nicht; dazu bleibt immer Zeit.

Faneto.

Vielleicht!

Veranet.

Wie so?

Faneto.

Das Glück hat Flügel wie ein Vöglein,
Und wer es aus der Hand läßt, ist ein Thor!
Doch, Knabe, bring' die Tiere in den Stall.
Die Knechte kommen gleich; dann soll es ihnen
An Heu nicht fehlen! Deine braven Gäule,
Sie haben viel zu thun! Drum wär's nicht schön,
Wenn sie nur mit den Augen fressen dürften.

(Veranet führt die Pferde in den Stall.)

Faneto (allein).

O meine schöne Jugend, meine süße
Und schöne Jugend! Die ich tot gewähnt,
Sie greift mir neu ans Herz. Daß ich vermählt bin,
Nun schauderts mich, denk' ich der selgen Zeit,
Da ich noch Mädchen. Fröhlicher als sonst
Wacht meine Jugend auf von argem Traum!

Nicht weiß ich, wie es kommt noch was es ist!
Doch ach, warum ward ich vermählt, warum
Bin ich nun Weib? Hoch hebt sich meine Brust,
Und heiße Thränen netzen meine Wangen.
Ich liebe! Stürmisch pocht mein Herz im Busen!
O welche Liebe! Doch ich lieb', und nicht mehr,
— Nein, nein, ich täusche mich, es ist unmöglich! —
Und nicht mehr Malandran! O arge Liebe!
Mir schwindelt! Ach, mein Gott, und nur ein Kind!
Ein Kind, jawohl, nur größer als die meinen!
O lege dich, mein Blut! Mir brennt der Kopf!
Wohl ist es nur ein Kind; doch ach, sein Anblick
Bringt mich von Sinnen! Fieber schüttelt mich!
Fanceto, weh! du bebst vor einem Kinde!

Beranet (kommt aus dem Stall).

— — — — — — — — — — — —

Beranet.

Was denkst du?

Fanceto.

Daß ein prächtiger Bursch wie du
Vergöttert werden muß von seiner Mutter!
Ja, deine Mutter, die muß glücklich sein.

Beranet.

Weh mir, die Arme ist gestorben!

Fanceto.

Wann?

Beranet.

Ganz kurz vor Weihnacht. Seit dem Tag beweint
Großvater sie; er hatte nur die Tochter!

Ja, Christtag ist uns dieses Jahr gar trüb
Verlaufen!

Faneto.

Und nun lebst du bei dem Alten,
Und niemand liebt dich mehr?

Veranet.

Nicht doch!
Großvater liebt mich wohl; denn ich bin ihm
Fast wie sein Stab, sein Auge, seine Seele.

Faneto.

Gewiß, er liebt dich, weil du seinem Alter
Ein Halt bist, weil du Stab ihm bist und Auge.
Er liebt dich, weil du seinen Klagen lauschst!
Doch wie dein Mütterlein, o Veranet,
So wird dich niemand mehr, nein, niemand lieben.

Veranet.

Mein lieb, lieb Mütterlein! Wer giebt mirs wieder?

Faneto.

Soll ich vielleicht, ich, deine Mutter sein?

Veranet.

Ihr meine Mutter? Nein, der gleicht ihr nicht.

Faneto.

Sprich, würdest du nicht lieben, der dich liebt?
(Sie legt ihm die Hand auf die Schulter und blickt ihn zärtlich an.)

Veranet.

Ich liebe niemand.

Faneto (stets zärtlicher).

Soll ich dich lieben, willst du?

Veranet (nähert sich dem Brunnen und faßt die Kette).

Kein Wasser ist im Trog. Erlaubt, daß ich
Ihn fülle, denn die Tiere sind erhitzt
Und brauchen Wasser, das durchlüftet ward.

(Er zieht an der Kette.)

Faneto

(faßt die Kette ebenfalls, wobei sich ihre Finger mit denen Veranets verschlingen.)

Ich helfe dir.

Veranet.

Es ist nicht nötig.

Faneto.

Doch,
Ich will!

Veranet.

Ihr seid nicht stark genug.

Faneto.

Weiß ich!
Du aber bist so stark wie schön!

(Sie zieht an der Kette.)

Veranet.

Was thut ihr,
Faneto?

Faneto.

Komm, wir ziehen beid' am Eimer.
Er kommt ja nicht herauf! So niedrig steht
Das Wasser in dem Brunnen, Knabe?

Veranet.

Ja,

Bei dieser Hitze steht es ziemlich tief.

(Der Eimer kommt herauf.)

Faneto.

Ei, dieses Wasser macht mir Lust! Tauch schnell,
Tauch schnell die Hand darein und kühle mir
Damit die Stirn! Die Stirne brennt mir!

Veranet.

Geht doch,
Ihr sprecht ja nicht im Ernst! ihr spottet mein!

Faneto.

O nein, ich spotte nicht. Mein Kopf brennt wirklich.
Das Wasser ist so kühl und schön! O reiche,
Reich mir in deiner Hand ein wenig Kühlung.

(Sie taucht Veranets Hand in den Eimer und legt sie an ihre Stirn.)

Veranet.

Hat die Sonne, hat die Hitze
Euch wehgethan? Es ist zum Sterben heiß.

(Gelächter hinter den Bäumen.)

Stimmen der nahenden Knechte.

Hoho, was treiben die? Die zanken nicht!

(Faneto läuft fort und schließt sich ins Haus ein.)

Die Knechte aber suchen Veranet wegen seiner vermeintlichen Eroberung zu hänseln. Veranet weist den Spott scharf zurück und bebt bei dem Gedanken, sie könnten recht haben.

Dieser erste Aufzug ist als Einführung höchst gelungen. Wir werden mit den Personen und ihren Verhältnissen be-

kannt gemacht. Fanetos liebedürstendes Herz hadert mit dem scheinbar gleichgiltigen Gatten und geht gleich an Veranets Schönheit verloren; sie sucht den Knaben zu gewinnen. Die Brunnenscene, eine artige Nachahmung der Maulbeerbaumepisode in „Mirèio", leitet die Steigerung ein. Faneto kommt auf geschicktem Wege ihrem Ziele näher. Der Jüngling wird durch ihr aufdringliches Zärtlichthun verwirrt; das Witzeln der Knechte steigert seine Erregtheit. Die Möglichkeit, die schöne Frau zu besitzen, dämmert in ihm auf, und wie Faneto, gegen den Schluß des Aktes, langsam an den Männern vorüberschreitet und Veranet mit langen, werbenden Blicken anblitzt, da erscheint sie wie die Göttin der Liebe, wie Venus selbst, die sich stark und unerbittlich, ein Opfer aussucht.

Im zweiten Aufzug gelangt Fanetos klug vorbereitete Leidenschaft zum jähen Ausbruch und stürmischen Sieg. Dieser Teil ist ein Gedicht voll Sonnenglanz und Liebesglut. Der landschaftliche Hintergrund ist von meisterhafter Naturtreue. Wer einmal in voller Augustsonne auf einer provenzalischen Landstraße hingewandert ist, indes die Hitze, blank und endlos, über die Ebene zitterte, die langen Brunnenschwengel neben den einsamen Gehöften starr und schwarz in die Lüfte ragten, die Grillen ihr ohrzerreißendes Konzert aus Strauch und Baum in die Weite wirbelten und die Camargoschimmel, dampfend und im Kreise, über die im Freien gehäufte Tenne trabten, fühlt sich wie geblendet durch die Fülle der Wirklichkeit, die zwischen diesen Versen durchstrahlt, aus jedem Worte knisternd heraustönt. In dem Rahmen dieser sonnenüberfluteten Landschaft trägt nun der Dichter den Verlauf einer sonnendurchgluteten Leidenschaft, in Worten süß und lockend, frisch und berauschend. Auch hier entlehnt Aubanel wieder manches

Motiv der „Mirèio“. Der vierte Auftritt bringt leider eine ungeschickte Wiederholung; die Häufung des Lyrischen endlich verleiht, dem Anfang besonders, einen operettenhaften Anstrich, wodurch die Wirkung der ernsten Handlung beeinträchtigt wird.

II. Aufzug.

Die abgeerntete Flur; einige Garben liegen auf der Erde umher; hinter den Bäumen erblickt man die Spitzen der Schober. Schellengeläute und Pferdegestampf.

I. Auftritt.

Die Drescher, dann Fanetto.

Chor der Drescher.

Tretet die Tenne, wie eine steile
Insel gehäuft; aus ihrem Schoß,
Unter den Hufen der Pferde in Eile,
Spritzen Körner und Splitter des Strohs!

Nicht gezaudert, frisch durch die Ähren!
Hü, ihr Gäule! Hott, ihr Mähren!
Jagt sie im Kreis, peitscht ihnen die Ohren voll!
Vorwärts, ihr Wilden! Rundum, ihr Weißen!
Wie sie sich stoßen, wie sie sich beißen!
Sonne und Liebe machen toll!

Wie die Wogen brausend schwellen
Durch den stürmischen Meeresplan,
Rauschen goldne Ährenwellen
Zu den Leibern der Pferde hinan.

Nicht gezaudert, frisch durch die Ähren!
Hü, ihr Gäule! Hott, ihr Mähren!

Jagt sie im Kreis, peitscht ihnen die Ohren voll!
Vorwärts, ihr Wilden! Rundum, ihr Weißen!
Wie sie sich stoßen, wie sie sich beißen!
Sonne und Liebe machen toll!

Faneto (kommt müde und traurig näher).

Ich hoffte, durch die Arbeit, die Ermüdung
Müßt' sich der Rausch in meiner Seele legen,
Im Licht der Sonne werde stillen sich
Der Aufruhr meines Blutes; aber nein!
Mir blüht der Frieden nirgends! Heiß ist wohl
Die Sonne, doch die Flamme meines Bluts
Ist heißer noch und zehrt mir an der Seele.
Ein Ofen glüht um mich! Wie heiß, wie heiß!
O Gott, wo wird mir Kühlung, wird mir Frieden!
Ich flieh' die Sonne; doch im Schatten auch
Dörrt mir ein fremdes Feuer das Gebein.
Thut so die Hitze des Augusts? Thut so
Das himmlisch süße, stürmische Verlangen
Nach Veranet? Den floh ich auch! Doch stets
Verfolgt mich sein Gedächtnis, hält mich müßig,
Verwirrt, berauscht, bezaubert mich. O Himmel,
Hätt' ich dich nie gesehen, nie geliebt!
Was bliebst du nicht auf deinen fernen Triften?
Was warf ein Hufschlag deiner Pferde dich
Nicht tot ins Gras? Dann wärst du nie gekommen,
Mir armen Weib den Untergang zu bringen!

Man singt:

Schön Gretchen stand am frühen Morgen auf,
Schön Gretchen ....

Faneto.

Gott, nun ists um mich geschehen!
Weh, da kommt Veranet.

II. Auftritt.

Faneto, Veranet.

Veranet.

Was ist euch, Herrin?

Faneto.

Geh fort!

Veranet.

Ihr weint? Dann bleib' ich.

Faneto.

Nein, laß mich!

Veranet.

Ihr wollt, ich solle gehn?

Faneto.

Geh nur! Geh nur!
Nein, bleib! Du siehst die Thränen, die ich weine?
Mein Gott, könnt' ich mein Elend drin ertränken
Und könnten meines Herzens Brand sie löschen!
(Sie bricht in Thränen aus.)

Veranet.

Du arme Frau!

Faneto.

Beklag mich nicht! Sei still,
Ich habs verdient!

Veranet.

Was weint ihr denn? Was spricht
So kläglich euer Mund? Was hat man euch gethan?

Faneto (für sich).

Warum, mein Herz, warum hast du geplaudert?
(laut) Nichts thut man mir, und es geschieht mir nichts.
Mir schwindelt nur! Bleib hier! Ich hab' das Herz
So schwer! Ich möchte mit dir reden, bleib!
Hör' nur und hab' Erbarmen! Geh nicht fort,
Geh nicht! Mein Elend sollst du all erfahren.
Wohl hat mir niemand was gethan, und doch
Bin ich sehr zu bedauern. Du besonders
Sollst mich bedauern, du!

Veranet.

Gott steh euch bei!

Faneto.

Du, den ich mir gedacht als Kind, erschienst
Mir plötzlich, hoch und wie die Liebe schön.
Du weißt, ich war den Deinen stets gewogen.
Ich liebte deine Kindheit, dein Geplauder,
Dein keckes Aussehn, deine Engelsaugen!
So wuchsest du vor meinen Blicken auf.
Mein Arm hat oft dich stundenlang gewiegt,
Halbnackt, vom Maulbeersafte rot gefärbt.
„Frau, sagte dann der Meister, gieb dem Kleinen
Ein Butterbrot mit einer Aprikose.
Das wird ein Kerl, sag ich dir! ganz sein Vater!"

Dann griff ich in den Schrank und reichte dir,
Als wär ich deine Mutter, ein Stück Brot
Mit einem Kuß. Nun haß ich, haß ich dich!
Und heimlich lieb' ich dich!

Sie vergräbt das Antlitz in den Händen und weint.

Ich lieb nur dich!
Nein, nein, ich will dich nicht, darf dich nicht lieben,
Elender! Schreckenvolles Glück! Dich seh
Ich überall! Ich haß dich, fürchte dich!
Wohl hundertmal wollt' ich die Tenne lassen;
Dann sah ich dich, die Peitsche an der Hüfte,
Ein König, deine weißen Stuten lenken!
Barfuß mit offner Brust, ein Liedchen pfeifend,
So lenktest du den rasenden Galopp!
Von Stolz umstrahlt und Licht, so sah ich dich
In einer Staub- und Halmenwolke schreiten,
Und meine Augen drehten sich, geblendet,
Mit deinen Pferden, und mein Herz verließ
Die Tenne nicht und sah nur dich, von Lust
Berauscht! O Veranet, warum hast du
Mich so behext? Was hattest du kein Mitleid
Mit mir? Wie eine Schlange bannt das Vöglein,
So hast du mich gebannt. Du bist so schön,
Du bist so schön! Wie ich dich lieb, so liebt
Man in der Hölle wohl. Bald muß ich sterben!
O Veranet, wie wär' ich sterbend glücklich,
Wenn ich in deinem Arm verscheiden könnte!
Mit dir, o Veranet, dünkt mich der Tod
So schön, so himmlischschön!

Veranet.

Hast du gehört?

III. Auftritt.

Fancto, Veranet, Arbeiter: Männer und Weiber.

Chor der Arbeiter singt:

Die Erd' im Sonnenbrande
Giebt sich dem Freier hin ohn' all Gewande;
Die Erd' ist gut; sie spendet Korn mit Lust,
Wie eine Mutter dem Kindlein reicht die Brust!

Vom Kampf des Tags umklungen,
Sinkt hin die große Mutter, traumbezwungen;
Der Pferde Stampfen, der Männer Fluchen und Schrei'n,
Nichts stört sie; die Erd' ist müd und schlummert ein!

Die Knechte.

Was treibst du, Veranet?

Die Mägde.

Was wartest du,
Fancto?

Die Alten.

Kommt zum Schatten!

Die Frauen.

Kommt und schlaft!

Chor.

Sachte stellt der Schlaf sich ein!
Singend lockt das Wässerlein
Zum Träumen;
Durch die Pappeln weht der Wind,
Und die Blätter flüstern lind
In den Bäumen.

Sachte stellt der Schlaf sich ein!
Kühl ist der Schatten, weich der Rain
Zur Stunde;
Grillen künden Mittagsruh';
Grillen singen sich Liebe zu
In der Runde.

Die Arbeiter.

So wollt ihr ruhen nicht im Eschenschatten?
(Sie entfernen sich).

Fancto.

Wie sie, so hab' auch ich erst schlafen wollen,
Doch waren kaum die Lider zugefallen,
So schreckten schon mich grauenvolle Träume,
Anstatt des Schlummers nahte mir die Furcht,
Und schaudernd bebte ich am ganzen Leibe.
Nicht wahr, ihr andern schlaft wohl, wenn ihr wollt?
Ich Arme schlaf' nicht mehr, das Blut wallt heiß,
Mein Herz verbrennt. Der bittre Thränenregen,
Der nächten auf mich niederschauert, trübt
Auch noch bei Tag umnebelnd meinen Blick.

Chor:

Die Alten.

Grillen rufen mit Gesange
Hell uns zu;
Wiegen uns mit süßem Klange
Zur Ruh.

Die Jungen.

Wir sind jung; uns furcht kein Kummer
Das Gesicht;

Unsern Augen naht der Schlummer
Noch nicht.

Die Alten.

Grillen wehren mit hellem Klange
Euch die Ruh,
Locken zum Tanze mit Gesange:
Dann zu!

IV. Auftritt.

Faneto, Veranet.

Faneto.

Dich möcht' ich lieben, stets und ewig lieben!
Genug litt ich um dich! Ich bitte dich
Um eins: Erbarm dich meiner! Sag nicht nein!
Liebst du mich, Veranet? Ich fleh und kniee.

Veranet.

Ich lieb dich, schöne Freundin!

Faneto.

Tief im Herzen
Spür wachsen ich die Liebe, wachsen auch
Ihr Weh! Liebst du mich so? O sprich,
Liebst du mich so?

Veranet.

Heiß, wie ich lieb das Leben,
Wie mir der Tod verhaßt ist! Ja, Faneto,
Ich lieb dich, tief wie deine Sünde schwarz ist.

Faneto.

Wohl weiß ich, schwarz ist meine Sünde! Doch
Ich muß dem süßen Pfad zum Abgrund folgen.

Schwarz ist die Sünd: doch hat man sie gekostet,
Will man stets mehr davon, so süß ist sie.
Die Sünd ist eine Speis, die Hunger weckt,
Und doch ißt man davon, die Durst erregt,
Und doch muß man sie trinken! Eine Frucht ist's,
Die man zu Ende essen muß! Ein Wein,
Der wohl berauschen, doch nicht sättgen kann!
Und welch ein Rausch! Kein andrer kommt ihm gleich.
Ich schau in dieser ganzen Welt nur dich
Allein, ich hör und lieb nur dich allein!
Mein Veranet! Was schert mich Malandran?
Was kümmert mich die Tugend? Leichte Last
Ist sie dem Alter, Riesenlast der Jugend.
Lauf schnell und still den Brand in meinem Blut.
Ich dürste! Bring mir Wasser, schnell!

Veranet geht Wasser holen.

V. Auftritt.

Fancto allein.

Ich lieb ihn!
Entsetzlich! Und ich lieb, ich lieb ihn doch!
Und schreckte mich der Himmel durch ein Wunder,
Ich lieb ihn doch! Was liegt mir an den andern?
Ihn lieb ich, ihn begehr ich, gleich! Er ist
So schön, so jung und stark, so stolz und leuchtend!
Ich will, ich muß ihn haben, denn ich lieb ihn,
Ich bet ihn an! Seit gestern nimmt er ganz
Von mir Besitz. Mein Herz pocht zum Zerspringen
Für ihn; nach Veranet loht auf in mir
Ein Fieberbrand, den nichts, nichts löschen kann.
Durch Veranet verlier ich den Verstand, aus Liebe
Zu Veranet verdamm ich meine Seele!

Was sag ich, meine Seele? Die gehört
Mir nimmer! Er herrscht unumschränkt, allein,
In meiner leidgeschwellten Brust. Ich möchte,
So königlich erscheint er mir, ich möchte
Die Hand ihm küssen, ihm die Füße küssen,
Vor Liebe sinnberaubt zur Erde sinken
Und ganz in einen Thränenstrom zerfließen!
O schrecklich ist mir diese Liebe! Schrecklich
Und voller Wahnwitz ist mir diese Liebe!
Jetzt zwar liebt er mich sehr; doch wird er mich
Auch immer lieben? Ist er Mann genug,
Die Freundin zu verteidgen, wenn auf einmal
Sich Malandrans zornglühend Antlitz zeigt!
Wer hielte diesem stand? Ja, Malandran,
Der tötet mich! Ganz sicher, sicher! Nun,
Mag er mich töten, wenn mich Veranet
Nur eine Nacht in seinen Armen hielt!
Ja, Malandran, du magst mich töten, morgen,
Gleich heute, wenn du willst, wenn Veranet
Nur eine Stunde mich die Seine nannte!

VI. Auftritt.

Faneto, Veranet.

Veranet kehrt mit einem Krug Wasser zurück.

Hier hast du Wasser! Trinke, wenn dich dürstet.

Faneto.

Ists frisch?

Veranet.

Frisch wie ein Quell der Nesque-Felsen.

Faneto.

O Jüngling, dann reich her!

Sie trinkt aus dem Krug, den ihr Veranet hinhält.

Veranet.

Am Hang des Grabens,
Im Schatten liegen alle Leute schlafend.
Sie schlafen! Rings ist alles still und friedlich!
Und durch die Dämmrung, um die Vorratssäcke
Schwirrt summend hin und her ein Mückenschwarm.

Faneto.

Das Wasser stillt mir nicht den Durst. Heb fort!
Die Leute schlafen! Veranet, o gieb
Mir einen Kuß, denn meine Lippen brennen!
Sie küßt ihn.

Veranet.

Die Leute schlafen, doch wenn sie erwachten!

Faneto, ihn umarmt haltend.

Noch sind sie ja nicht wach, mein Veranet;
O wie ich nach dir hungre, nach dir dürste!
Nun, da ich mich an deinen Lippen letzte,
Hat mir dein Kuß, dein Kuß den Durst vermehrt.
Es sieht uns niemand, Veranet! Es sieht
Und niemand, niemand sieht uns!

Veranet.

Doch, das Laub
Bewegt sich!

Faneto.

O du Thor, glaubst du, der Tod
Säß' da zu lauern?

Veranet.

Das war der Miarro,
Der Nüsse schüttelt.

Faneto.

Nein, der Miarro schläft
Da unten, und der ganze Hof liegt noch
Im tiefen Schlaf. Und hat das Laub gezittert,
So wars vor Freude nur ob unsrer Liebe;
Die Grillen singen uns das Brautlied schon.

Veranet.

O Gott, wie bleich du bist? Was hast du nur
In deinem Blick? Faneto, sprich, was hast du?
Was willst du nur? Ich fürchte mich! (Er will fort.)

Faneto.

Wohin?

Wohin?

Veranet.

Zu meinen Pferden; denn die Sonne,
Die sich zum Untergange neigt, ruft uns
Zur Arbeit!

Faneto.

Und mein pochend Herz ruft uns
Zur Liebe! Bleib doch, Veranet, komm, komm!
O denk der Lust! Nur einen Augenblick!
Komm nur, mein stolzer Hirte, wenig will ich!
Nur einen Augenblick, nur einen Kuß!
Mir schwindet alle Kraft. O diese Stunde,
Sie ist mein Leben und geht sie vorüber,
Wird sie mein Tod.

Veranet (sich aus ihren Umarmungen befreiend.)

Laß mich, denn Malandran
Kommt gleich! Gieb acht, du Arme; stets streift er
Umher und drängt zur Arbeit. Jetzt harrt er
Gewiß der Pferde schon. (Er geht).

Faneto.

Du liebst mich nicht!

(Sie sinkt besinnungslos auf die Garben.)

Malandrans Stimme.

Auf, auf, ihr Schläfer! Frisch ans Werk!

(Veranet läuft auf Faneto zu, hebt sie in den Arm und trägt sie davon.)

VII. Auftritt.

Malandran (allein).

Das dürfte
Schön werden, gäb' ich nicht auf alles acht!
Zum Glücke halt' ich stets die Augen offen!

Der dritte Aufzug bringt die durch die Sünde in Faneto bewirkte Umwandlung packend zum Ausdruck. Nach dem ersten Liebesrausch fühlt sie sich ernüchtert und erkennt, von den Vorwürfen ihres religiösen Gemüts gepeitscht, die ganze Schwärze ihrer That. Das ist ja eben das Unheimliche ihres Fehltritts, daß sie ihn mit voller Erkenntnis thut, unwiderstehlich der Macht des Bösen anheimgegeben, mit dem trotzigen Mut alle seine Folgen auf sich zu nehmen. Das Leben auf dem Hof ist ihr verhaßt. Sie schämt sich vor sich selbst. Sie wagt es nicht mehr, ihre Kinder ans schuldige Herz zu drücken und mit den entweihten Lippen zu berühren. Der Anblick ihres braven, ahnungslosen Mannes läßt sie schaudern. Die Wände und Möbel des Hauses schreien ihr die Sünde ins Ohr. Zwar befreit sie schon der bloße Anblick des Geliebten von dieser Herzensnot, aber ihre glückliche Sicherheit währt nur so lange, als er ihr nahe ist. Deshalb drängt sie ihm den Gedanken an Flucht auf. Geschickt fügt hier

der Dichter einige Scenen voll drastischer Gegensätze ein. Glücklich über den Reichtum, den der Sommer ihm ins Haus gebracht, fühlt Malandran sein Herz weich erregt; er lobt Faneto, die sorgsame Haushälterin, die liebende Mutter seiner Kinder, und verspricht ihr reiche Spitzen und goldne Ketten; denn, so meint er, ganz seiner sparsamen Bauernnatur getreu, Haufen Goldes liegen auf der Tenne; da darf er wohl eine Handvoll daraus schöpfen, um Frau und Kindern eine Freude zu machen. Seine Güte ist Faneto unerträglich; sie eilt fort, und kurz nachher trifft Malandran die jähe Kunde, sein Weib sei mit Veranet entflohen. Racheschnaubend, wutpolternd setzt der Bauer den Flüchtlingen nach.

Zu Anfang des vierten Aufzugs treffen wir das Paar in einer einsamen Herberge, wo sie nach einem rasenden Galoppritt kurze Rast machen wollen, bevor sie nach Spanien weitereilen. Faneto ist von der Reise ermüdet und fühlt sich auch seelisch abgespannt. Das Kind der Wirtin erinnert sie an die eignen, schnöde verlaßnen Kindlein, und sie muß weinen. Darob gerät Veranet in Zorn und jagt das Kind scheltend davon. Dieser Vorfall genügt, um die Wirtin über das zwischen den beiden Reisenden obwaltende Verhältnis aufzuklären, und sie ruft Veranet beim Hinausgehen zu: „Dies Weib ist nicht das Deine!“

Als die Frau sich entfernt hat, schiebt Veranet den Riegel vor und trinkt sich in einen tollen Liebesrausch hinein, der von düstern, eine nahe Gefahr verkündigenden Ahnungen durchtönt wird. Es ist dieser Auftritt einer der schönsten des Dramas, leider aber mahnt auch er wieder stellenweise an die Operette, und findet sich darin das Trinkmotiv ein drittes Mal verwertet.

Faneto. Veranet.

Veranet.

Faneto, nun sind wir allein! Ich habe
Den Schlüssel umgedreht, daß niemand uns
Hier stören kann. Auch käme der nicht heil
Davon. Komm her, du Schöne, setz dich nahe
Zu mir! Geliebte, füll' die Gläser, frisch! (Er trinkt.)
Das Mahl ist reich, und köstlich schmeckt der Wein,
Nun mag der Teufel kommen! Himmelswonne!
Man ißt und trinkt, hat alles: Kraft und Jugend,
Die Schönheit und die Liebe, Wein und Küsse!
Hier, beiß in diesen Truthahnflügel, Holde!
Zeig mir, wie du mit deinen schönen Zähnen
Zu knabbern weißt! Zeig deine schönen Zähne!
Zeig deine blanken Zähne!

(Faneto lacht.)

Hei, die Perlen!
Nicht eine fehlt dabei.

Faneto.

Nein, bist du närrisch!
Ach, geh, ich hab dich gern!

Veranet (das Glas in der Hand).

Die Liebe hoch!

Faneto.

Mach sachte, daß du nicht den Kopf verlierst,
Mein Schatz!

Veranet.

Dann fall ich frisch in deine Arme.

Faneto.

Und wenn du aus dem Sattel sinkst?

Veranet.

So bind,
Mit einem Faden bind mich an dein Herz,
Mein Kind! Vertrau der Liebe ganz! Uns führe
Die Liebe! Im Galopp führ' uns die Liebe,
Wohin sie will!

Faneto.

Man sagt, blind sei die Liebe!

Veranet.

Hör mich: Der Blinde kennt den Weg am besten;
Er wandelt stramm und sicher durch das Leben
Und niemand hält ihn auf, nichts lenkt ihn ab.
Mich dürstet! (Er reicht Faneto das Glas hin).

Faneto (küßt ihn).

Da, nimm einen Kuß, nimm zwei!
Die Trunkenheit ist süßer als die andre

Veranet.

Nein, nein! Es regne Wein! Es ströme Wein
Vom Dach! Ich habe Durst! Auf, laß uns trinken.
Nur trinken! (Er trinkt).

Jeder Rausch ist gut, der Rausch
Des Weins, der Liebe! Jeder Rausch ist schön
Und hebt uns mit sich fort, wer weiß wohin.
O nimm mich mit! O wieg mich, sanfter Hauch!
(Er trinkt, setzt den Becher nieder und singt:)

Wer nicht küßt mit frohem Mund
Kätchens Hals, so weiß und rund,
Ist ein Thor und wie ein Hund
Soll er sich schämen!

Trinke, trinke, trink den Wein,
Kannst dann bis zum Morgenschein
Jung und frisch bei Kätchen sein,
Ohne viel Grämen!

Macht mein Fläschchen: Gluggluglu!
Heult, ihr Wölfe, heult nur zu!
Schreit, ihr Eulen, schreit: Huhu!
Schaurig im Haine!

Komm, mein Freund, und thu wie ich:
Willst du schlafen königlich,
Auf dein Lager neben dich
Rufe die Kleine!

„Holde Kleine von fünfzehn Jahr,
(In diesem Augenblicke pocht jemand heftig mit der Faust an die Thüre.)
Laß mich spielen mit deinem Haar!
(Es klopft stärker.)
Kreuzdonner, der schlägt noch die Thüre ein!
(Singt) Mädchen, Mädchen, reich mir dar
Dein rot Händchen!
(Es hämmert stärker; er hält mit Singen inne.)
Geh fort, du Lump! Mein frisches Rosenknöspchen
Ist nicht für dich! Wer wird die braven Leute
Bei Tisch auch stören! Pack dich fort, du Hund!
Zu deiner Hündin lauf und leck die Schüssel
Mit ihr!

Faneto.

Mir graut!

Veranet.

Dich schmeiß ich noch durch's Fenster!
Die ewge Furcht! 's ist nichts! ein Bauernlümmel!
(Faustschläge und Fußtritte hallen gegen die Thüre).
Die Treppe fliegst du 'runter, wenn ich komme!

Der Kerl hat auf dem Markt sein Vieh versoffen
Und kehrt nun sauvoll heim! Zieh ab, zieh ab!
Mach andern den Spektakel vor: Das ist
Ja ein verstockter Dickkopf! Freund, du irrst,
Hier hast du nichts verloren!

(Furchtbare Streiche; die Thüre kracht).

Der schlägt die Thür
Noch ein! (zu der weinenden Faneto)
Und immer die verdammten Thränen!

(Die Thüre fällt ein).

Ich hab es ja gesagt, verflucht!

(Ein Mann stürzt ins Zimmer.)

Was willst du?

Malandran.

Mein Weib!

(Faneto schlägt die Hände vors Antlitz und sinkt auf einen Stuhl.)

Veranet hingegen sucht, vom Rausche befeuert, dem Riesen zu trotzen. Er wirft ihm ein Messer hin und fordert ihn zu einem italienischen Duell. Malandran aber drückt ihn mit festem Griff auf einen Sitz nieder und schreit ihm zu, einer Dirne wegen schlage er sich nicht, er möge die Landstreicherin behalten; dann aber, wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, schlägt er sich vor die Stirne, stürzt auf den Tisch zu, packt die Überreste des Mahls ins Tischtuch und rennt damit davon.

Er sinnt auf schreckliche Rache! Denn nach einer alten provenzalischen Volkssage ist die Speise, von der ein Ehebrecher gegessen, vergiftet und bringt unfehlbaren Tod jedem, der nach ihm davon nimmt. Dies Brot der Sünde, zu dem der Teufel das Mehl gemahlen und das er auf dem Rücken eines Bocks zu Markte gebracht hat, dies Brot des Ehebruchs will Malandran seinen Kindern vorsetzen, weil

er sie, von Eifersucht verwirrt, nicht mehr als die seinen anerkennen mag.

Keuchend langt er mit seiner Last zu Hause an, wo die Kleinen seiner weinend harren. Und nun wohnt der Leser einem Auftritt bei voll grauenvoller Wut und herzloser Ungerechtigkeit.

Der Vater zerrt die Kinder, die Bastarde, wie er sie schimpft, aus den Betten, treibt sie zu dem Tisch, auf dem „das Brot der Sünde" liegt und zwingt sie zum Essen. Mian, die treue Haushälterin, und Bèumount, der altbewährte Oberknecht, flehen um Erbarmen mit der Unschuld! Umsonst! In seinem Wahnwitz bezichtet der Bauer Bèumount sogar der Treulosigkeit, schlägt auf die Kinder ein und will ihnen die Bissen in den Mund zwingen. Da stürzt, von mütterlicher Angst getrieben, Faneto herbei, und nun eilt die Handlung in großartiger Wucht dem Abschluß entgegen.

Malandran, Bèumount, Mian, die Kinder, Faneto.

Faneto

(fliegt in größter Aufregung heran und auf die Kinder los.)

Eßt nicht! Eßt nicht! Das Brod hier ist vergiftet!

(Sie reißt ihnen die Bissen vom Munde fort.)

Eßt nicht! (zu Malandran)

Töte mich! Mich töte, nur verzeih
Doch deinen Kleinen, deinen armen Lämmchen!
Sie sind unschuldig, Lieber, und sind dein!
Mich töte, ja; doch ihres Alters schone,
Des zarten, mitleidswerten! Wie, so konntest
Du Noellet, den kleinen Gabriel
Und Nenet, unser Jüngstes, quälen!

Malandran

Schau,
Wie ist er blond! Er hats von dir, du Dirne!

Faneto.

O, ich bin schlecht! Ja, mich kannst du verachten,
Soviel du willst! Hier lieg ich dir zu Füßen,
Nun töte mich! Du bist der Herr! Ich wage
Nicht länger mich dein Weib zu heißen. Gnade
Für sie, für deine Kinder!

Mian.

Schau, sie weint!

Bèumount.

O Malandran, hab Mitleid mit der Armen!
Erbarm dich deiner Kinder!

(Die Kinder haben den Tisch verlassen, umstehen die Mutter und wollen sie herzen und liebkosen.)

Faneto (schiebt sie von sich fort).

Eure Hände
Und Arme, Kinder, schmerzen mich an Hals
Und Brust! Ich will, ich will nicht, Noellet!
(Sie sucht sich von ihren Händchen frei zu machen).
Halt ein, mein Gabriel! Nein, küß mich nicht!
Zurück, Nenet! Ich bin verpestet! Kinder,
Rührt mich nicht an! Es brächte euch den Tod.
O Gott, mit wieviel Leid zog ich sie auf
Und soll sie jetzt nicht einmal küssen dürfen!
Tragt eure Thränen, eure Küsse tragt
Zu eurem Vater! Laßt mich!
(Sie stößt sie fort.)
Malandran,
Schließ sie ans Herz! Erbarm dich doch! Mein Leid
Ist groß genug! Tritt mich mit Füßen, reiß mich

In Stücke, wenn du willst! Doch deinen Kleinen
Gestatte, dich zu küssen. Geh, es sind
Doch deine Kinder, nimmer kannst du sie
Verleugnen! Und warum die Armen strafen,
Wenn ich allein gefehlt!

Malandran.

O hätte dich
Dein Vater nur verleugnet und getötet,
Ich hätte dann dich nie geschaut! Ihm ist
Nun wohl in seinem Grab! Doch ich, der Solches
Muß sehn, der trinken muß die Bitternis,
Womit du meinen Becher füllst, den du,
Unselge, kränkst wie niemand sonst auf Erden, —
Was soll aus mir wohl werden? Wär dein Vater
Noch hier, du hättest heute ihn getötet.
Der Alte hatte recht, — ach, weshalb achten
Wir manchmal nicht genug den Rat der Greise! —
Als ich um deine Hand ihn bat, da sprach er:
„So, meine Tochter möchtest du? Sie ist
Zwar noch zu jung, von sowas ihr zu reden!
Doch, wenn du ihr gefällst, wenn sie dich liebt,
So nimm sie!" — Und wir schritten im Triumph
Nach Sankt-Trofim! Wenn nun ein Mann sein Weib
Gewählt; wenn er, von Glück und Hoffnung trunken,
Sich ihr getraut, um Leid und Freud mit ihr
Zu teilen; wenn er ihr sein Herz geschenkt
Und seine Seel erschlossen; wenn er ihr,
Ganz wie der Muttergottes, Treue schwört;
Wenn er des Hauses Reichtum mit den Schlüsseln
Ihr anvertraut, wenn er in ihre Hände
Des Hauses unbefleckte Ehre legt —
Was könnte mehr er thun? Drum sagt' ich mir:

„Sie ist noch jung; doch da sie liebt den Vater,
Wird sie auch dich noch lieben lernen.“ Schlange,
Was dir an mir gefiel, das war nicht ich,
Das war mein Geld, das war mein Hab und Gut!

Fanето.

Nun ist die Stunde da, wo wir uns alles
Bekennen dürfen! Hör! Als du nach Arles
Gekommen, mich aus schlichtem Haus zu holen,
Da, Malandran, da ging ich gern mit dir!
Ich liebte dich, jung wie ich war und kindlich;
Ich glaubt' es wenigstens! An deinem Hof,
An deinem Reichtum aber lag mir nichts;
Die Liebe war es nur, die mich verlockte!
Die hoffte ich zu finden, wenn wir erst
Mit uns allein. Die Liebe! Ja, die schwebte
Mir stets im Traume vor, gar schön und süß,
So munter und vertraut, so zart und himmlisch!
Ich wähnte sie allüberall zu hören,
Zu sehn! Sie floß aus meinem Herzen über,
Sie brannte mir im Blut; in meinem Haupte
Sang sie und kam doch nie zu mir. Du aber,
Du gingst, gebückt und stumm, der Arbeit nach
Und schautest mich nicht einmal an! Mein Gott!
Und eines Tags, aus sturmzerfetzten Wolken
Ging, herrlich leuchtend, meine Sonne auf!
Die Liebe, all die Liebe, die ich mir
Erträumt, von eines Jünglings Stirn und Wangen
Schien sie mich strahlend an! Sie wars, die Liebe!
Die Liebe, die ich oft bei Tag und Nacht
Gerufen! Als ich sie von dir erhoffte,
War ich im Irrtum, Malandran! Du konntest

Mir gar nichts geben; unvermeidlich war
Darum dein Unglück. Kinder, o verzeiht!
Vergieb mir, Malandran! Die Liebe trat,
Die Liebe trat mich siegreich an! Er ist
So schön! Er ist so jung! Er ist so stolz
Und schrecklich! Ach, ich weiß, es kann nicht sein,
Verzeih! Und doch, er ist so schön! Sein Aug'
Erstrahlt in unbekannter Glut. Die ich
Der Liebe Leid bis jetzt erfahren, Meister,
O mich verlangt auch nach der Liebe Lust!

Malandran.

Schweig still. Genug davon! O Schmerz! O Schmach!

Faneto.

Warum warst du mir nicht, was er mir ist?
Du bist mein Gatte, ja; doch er, er ist
Mein König! Wüßtest du, wie einem Weib
Zu Mut ist, das bezaubert hält die Liebe,
Das Liebe heiß verzehrt, du hättest Mitleid
Mit mir! Und wär' er hier, der schöne Knabe,
Nicht wollt' ich seiner wilden Küsse mich
Berauben! O von dir verlang ich nichts!
Ich hab den Tod verdient; so töt mich, Mann,
So töt mich gleich!

Malandran.

Der Herr allein verschenkt
Das Leben wie den Tod. Und meine Sache
Stell' ich anheim dem Richter des Gewissens;
Und bleibt sie aus, bist du für mich doch tot!

Faneto.

Ja, du hast recht, für immer tot!
(Sie nimmt ein Messer vom Tisch, stößt es sich ins Herz und fällt blutend nieder.)

Malandran.

Reißt auf

Die Thür! Sie soll vor allen sterben!

Mian. Hilfe!

VI. Scene.

Die Knechte, die Vorigen.

Knechte.

Welch schrecklich Wehgeschrei! Was ist geschehen?
Da ist was Arges, Wildes vorgegangen.
Fancto liegt am Boden, liegt im Blut!

Bèaumount.

Jawohl, blutüberströmt in ihren Kleidern!

Knechte.

Fancto!

Mian.

Weh!

Knechte.

Gott!

Bèaumount.

Sich tot zu stechen!

Knechte.

Weint nur, weint nur! Nun seid ihr mutterlos.

Mian.

Mit ihrem Blute hat sie sterbend euch
Befleckt!

Malandran.

Sie hat befleckt sie für das Leben!
Die Flecken Bluts, die Flecken an der Ehre,
Die waschen sich nicht fort. Kein Kreuzlein soll

Ihr Grab bezeichnen. Knechte, schaufelt ihr
Das Grab bei Regen und bei Hagelschauer.
Kein Mensch, der giere Wurm allein erfahre
Den Ort. Schafft weg den Leichnam!

Knechte (den Leichnam aufhebend).

Ach, sie ist
Nicht einmal kalt!

Malandran.

Verreckt wie ein Verdammter
Und eingescharrt gleich einem Hunde! Freunde,
Wohl muß es bitter sein, das Brot der Sünde!

Das Drama behandelt somit einen Stoff, von dem sich in den Literaturen aller Zeiten berühmte Muster, mit mehr oder weniger bedeutenden Abweichungen, vorfinden, die Geschichte von dem reifen, heißblütigen Weib, das, des alternden Gatten überdrüssig, in verbrecherischer Liebe zu einem Knaben entbrennt und ihn zu verführen sucht. Aubanel aber ist es gelungen, im Anschluß an die alte provenzalische Volkssage,[1]) den Inhalt neuzugestalten und eigenartig zu lösen. Das allein ist schon ein nicht alltägliches, sehr großes Verdienst, und muß daher nach Gebühr betont werden.

Zwar in der Verteilung der Handlung auf die einzelnen Aufzüge, in den schon gerügten eintönigen Wieder-

1) Aubanel setzt in der Provence ein solches Bekanntsein mit der Sage voraus, daß er ihrer in seinem Drama kaum erwähnt, wodurch die plötzliche Rückkehr Fanetos im fünften Akt dem fremden Leser unbegründet vorkommen dürfte. Paul Arène hat deshalb in seiner französischen Bearbeitung die Sage selbst geschickt in den Gang der Handlung hineingestellt, so daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist.

holungen und in der Verknüpfung verschiedener Auftritte verrät sich der dramatische Neuling. Im übrigen aber giebt der erste Aufzug eine vortreffliche Exposition, der zweite gestaltet sich in rascher Steigerung zu einem Flammenlied auf die furchtbarste der Leidenschaften, und der letzte erreicht eine ungeahnte Größe.

Viele der Hauptschönheiten des provenzalischen Dramas gehen in der Fassung, die Paul Arène[1]) für die französische Bühne zurechtgestutzt hat, leider verloren; die ersten Aufzüge besonders sind bedeutend verblaßt und entstellt wiedergegeben. Es wäre demnach ganz verfehlt, die beißende Kritik, die der bekannte Akademiker Jules Lemaître daran übte,[2]) und die auch so noch bedeutend über das Ziel hinausschießt, auf Aubanels Werk auszudehnen. Nie hat sich Jules Lemaître vielleicht mehr von der Laune des Augenblicks beeinflussen und zu ungerechtem Urteil verleiten lassen als an dem Abend, und Leopold Bernard[3]) konnte in einer schönen Konferenz über den dramatischen Charakter der Aubanel'schen Poesie seine Angriffe geschickt zurückweisen.

Manche Hauptperson des Dramas, die Lemaître mit sarkastischem Spott abzuschlachten suchte, ist in Wirklichkeit naturgetreu gezeichnet und verrät entschieden dramatische Begabung.

Da ist vor allem Faneto. Das junge, blühende, liebedurstige Weib an der Seite des nüchternen Mannes; ihre glühenden Wünsche und heißen Klagen; die blitzartig in ihr entfachte Begier beim Anblick des schönen Knaben; das

---

1) Le Pain du péché. Drame provençal, mis en vers français par Paul Arène. Paris, 1888.

2) Jules Lemaître, Impressions de théâtre; troisième série. Paris, 1889.

3) Leopold Bernard, a. a. O. S. 49 ff.

listige und doch anmutige Spiel der Verführung, mit dem sie dem unerfahrenen Jungen naht; der kühne Ausbruch ihrer Leidenschaft und das Bewußtsein der Sünde, das ihr Herz beschwert; der Wunsch, den betrogenen Gatten für immer zu fliehen; die Mutterliebe, die auch der Taumel des Augenblicks nicht ersticken kann und die so stark emporflammt, daß sie den Reiz sinnlicher Liebe überstrahlt; der Mut, womit die Sünderin dem Mann ihr Verbrechen ins Antlitz schreit und sich offen zu dem Geliebten bekennt; die Strafe, die sie seiner so gesteigerten Eifersucht ablisten will und die sie endlich, in Verzweiflung an ihrem zeitlichen Glück, an sich selbst übt: alle diese verschiedenen Seelen- und Gemütszustände sind geschickt beobachtet und naturwahr dargestellt. Fanctos Charakter bietet nichts Unverständliches; alles daran ist klar und folgerichtig entwickelt. Nur der jähe Ausbruch ihrer Sinnlichkeit zu Ende des ersten Aktes scheint etwas übertrieben. Doch kommt hier das südliche Blut zu seinem Recht. Die provenzalische Sonne übt dabei ihre sinnverwirrende Macht. Fancto ist deshalb eine vorzügliche Leistung der Aubanel'schen Gestaltungskraft: sie ist die würdige Milchschwester Phädras, „Vénus toute entière à sa proie attachée“, die Feurigste der „Töchter Avignons“.

In wirksamem Widerspiel zu ihr steht ihr Gatte Malandran. Der gesunde, warmblütige Landmann hat ein schönes, lebhaftes Mädchen aus bescheidenem Hause heimgeführt. Die Flitterwochen sind für ihn bald vorüber, denn er darf seiner Frau nicht ganz gehören; ihn verlangt die Erde, seine erste Geliebte, mit der er Tag für Tag ringen muß, daß ihrem Schoß ein reiches Gedeihen entsprieße. So vergißt er, in der Leidenschaft der Arbeit und vertrauensselig wie er ist, der Sehnsucht, die unbefriedigt an seiner

Seite wandelt und ruht, und setzt bei seinem Weib eine ähnliche Genügsamkeit voraus. Das ist aber der große Irrtum, unter dem er leiden muß. Im Grunde ist dieser laue Liebhaber ein braver Mann, aller Teilnahme wert. Faneto selbst muß seine Güte anerkennen und belobt sie zu verschiedenen Malen; daher schämt sie sich ihrer Treulosigkeit nur noch mehr. Malandran ist auch um seine Frau besorgt; er rät ihr während der großen Hitze zu Haus zu bleiben, denn die Arbeit in der Sonne draußen gezieme andern. Ja, bei der Wahrnehmung des Goldregens, der seine Scheune füllt, kann er sogar zärtlich werden. Er will das Weib, das er zur Herrin über sein reiches Hauswesen bestellt, in Gold und Spitzen kleiden. Ein echter Bauer, fällt es ihm selbstverständlich schwer, tief in den Geldbeutel hineinzulangen, aber um so treuer zeugt diese Bereitwilligkeit auch für die Aufrichtigkeit seiner Gefühle. Malandran ist zudem eine leidenschaftliche Natur. Er hat Faneto aus Liebe geheiratet. Das Feuer glimmt bei ihm unter der Asche. Dem Landmann ist an und für sich schon ein glühender Gefühlsausdruck fremd und zuwider, er schämt sich dessen wie einer Schwäche. Von der Ehre des Hauses aber hat Fanetos Gatte einen hohen Begriff; denn er gehört offenbar jener Zeit an, wo, besonders in der Provence, das Familienleben noch in seiner ganzen Heiligkeit und patriarchalischen Würde bestand. Von Eltern und Großeltern ist ihm die Hausehre unbefleckt überkommen; so möchte er sie auch seinen Söhnen vererben. Daher die Wut, die ihn befällt, als der Treubruch sein Haus entweiht. „Kommt her, schreit er seinen zitternden Kindern zu, kommt her, Bastarde, die ihr mir Schande macht! Ein Schimpf seid ihr für meine Familie, meine altehrwürdige Familie, wo man von jeher die häuslichen Tugenden hegte.“

Darf es nun Wunder nehmen, wenn ein solcher Mann, von Wuchs ein Riese, voll gewaltsam gezähmter Leidenschaft, angesichts des Schimpfes, der ihm von dem geliebten Weibe, dem besten Freund angethan wird, urgewaltig losbricht; wenn der Vulkan, der in seiner Brust geschlafen, plötzlich aufwallt und Flammen sprüht! Und wenn seine Wut dabei an Verrücktheit mahnt, so geschieht das nur unter dem Anhauch der äußersten Eifersucht. Freilich, gegen den Schluß erinnert er in seiner ungerechten Raserei an ein unbändiges Raubtier, und der Leser will sich mit Abscheu von dem Wüterich abwenden. Dieser Abscheu aber wird bedeutend heruntergestimmt durch den symbolischen Anstrich der Handlung. Malandran glaubt an die Wirkung des Sündenbrots und gründet darauf seine Rache; Leser und Zuschauer aber glauben nicht daran; sie sind auch nicht in Ängsten um das Schicksal der Kinder. Vor ihrem Geist erweitert sich der Rahmen ins Endlose: die Theaterbühne wird zur großen Weltbühne; Faneto versinnbildet die Sünde überhaupt in ihrer kecken Schönheit; Malandran wächst ins Riesige empor und wird zum Richter alles Frevels, zum unerbittlichen, biblischstarren Rächer, der, durchdrungen vom Glauben an die Erbsünde, die Frevel der Eltern an den Kindern rächen will. Er verkörpert die sittliche Verurteilung, die der Dichter über die blinde Leidenschaft ausspricht, und hebt so das Drama über das Alltägliche empor in das Reich des Ewiggiltigen.

Neben Faneto und Malandran fällt die Zeichnung Verancts, der dritten Hauptperson unsers Dramas, bedeutend ab. Dieser Charakter erfährt denn auch von der Kritik eine herbe Verurteilung. Selbst L. Bernard kann sich ihn nicht ganz zurechtlegen und hat viel daran auszusetzen. „Die Analyse Aubanels, meint er, heftet sich hier

doch etwas zu sehr an das Oberflächliche. Veranet ist nicht selbstständig genug; zu leidend im Anfang, wird er gegen den Schluß hin fast zu thätig. Wie soll man seine Unbefangenheit im ersten Akt mit der frühreifen Verderbtheit in den drei letzten Akten vereinbaren?"

Eine nähere Betrachtung des nicht gewöhnlichen Charakters dürfte über einige dieser Bedenken hinweghelfen.

Im ersten Akte verhält sich Veranet fast ganz unthätig; aber das entspricht so des Jünglings ganzem Wesen. Achtzehnjährig, schlank und stark, umflossen vom Liebreiz der Jugend, ist er stolz auf diese äußeren Vorzüge und hört sich gern loben. Im Verkehr mit Mädchen ist er noch unerfahren; noch hat er keine Liebschaft angefangen, die Erinnerung an die kürzlich verstorbene Mutter erfüllt ihn noch ganz. Faneto ist es nun um die Verführung dieses provenzalischen Josef zu thun, und das hält ihr nicht schwer. Veranet lauscht ihren Schmeichelreden mit Vergnügen; die Sünde pocht mit Fingern mütterlicher Liebe an sein Herz; aber noch kann er den wahren Sinn von Fanetos Annäherung nicht erfassen. Der Spott der Knechte klärt ihn über die Absichten der Bäuerin auf, seine Eitelkeit wird rege. Sie macht sich hier schon Luft in tönenden Worten und prächtigen Gebärden. Der tags darauf erfolgten Erklärung Fanetos steht er merkwürdig kühl und ablehnend gegenüber, aber es ist nur die Furcht vor Malandran, die ihn zur Vorsicht mahnt; der scheinbare Tugendbold ist nur ein Hasenfuß. Die Verzweiflung, der sich Faneto überläßt, bricht seinen Widerstand und liefert ihn in die Gewalt des Weibes und der Sünde.

Nun wird aus dem verlegenen Burschen ein hochredender Prahlhans. Der Rausch, der Fanetos Worten, Küssen und Umarmungen entströmt, hat sich vorübergehend

auch seiner bemächtigt; er will beweisen, daß er ein Mann, ein richtiger Liebhaber ist. So vergißt er den einsamen Großvater, beschimpft den väterlichen Freund und will mit Fanetο nach Spanien. Seiner Liebe aber thun Reizmittel not. Deshalb betäubt er sich am Wein, redet sich in die glühendste Leidenschaft hinein, enthüllt dabei die innere Rohheit seiner Natur und bangt doch heimlich vor dem Zusammentreffen mit dem beleidigten Malandran. Auch in dem Widerstand, den er diesem entgegenstellt, redet aus ihm der Wein, der einen Zierbengel zum Helden, einen Schmachtlappen zum Goliath machen kann. Malandran ist schnell mit dem vorlauten Bürschchen fertig, worauf dieser, wütend, daß er vor dem Weibe, das jenem Riesen davongelaufen, wie ein Bube behandelt wird, echt bubenhaft zum Messer greift. Aber auch da straft ihn Malandran mit Verachtung.

Veranet soll nicht anders sein als ein selbstgefälliger Bursch, ohne Mark und Saft. Eitel durch die Eroberung, die ihm seine Jugend eingebracht, wird der zage Knabe zum bäurischen Don Juan. Dann aber kommt über ihn eine Art moralischen Katzenjammers und kindischer Großmannsucht. Daher die Entführung. Daher das tolle Gebahren in der Schenke. An solchen Windhund, an diesen Laffen, der sich noch zu einem rechten Trunkenbold entwickeln und zeitlebens ein Schürzenjäger bleiben wird, wirft sich Faneto weg! So zeigt sich erst recht die zähe Gewalt der Leidenschaft, die sie mit vollständiger Blindheit geschlagen hat! Zugleich fällt auch der Dichter den Urteilsspruch über ihre Verwirrung! Mit Veranet wird zugleich die Sünde der Verurteilung preisgegeben. Malandran bleibt dem Leser stets sympathisch; zum Schlusse umkleiden ihn sogar, trotz seiner sinnlosen Raserei, eine patriarchalische

Größe. Fancto ist bemitleidenswert auch noch in ihrem Fall; ihr freiwilliger Tod steigert dies Mitgefühl für das arme, liebeskranke Weib. Veranet dagegen ist ein trauriger Schwächling; die Dichtung schiebt ihn denn auch klanglos bei Seite. Als dichterisches Gebild könnte also sein Charakter belobt werden, obschon einigen Aussetzungen der Kritik eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist.

Zu den Vorzügen der Charakteristik treten noch andre, schon während der Inhaltsangabe berührte Vorzüge: die geschickten Übergänge und wirksamen Gegensätze, die Treue des landschaftlichen Hintergrundes und die Wahrheit der Gefühle, die frische Sprache und der packende Realismus der Darstellung; dazu der sittliche Ernst, der der ganzen Handlung das Gepräge giebt.

Als Hauptvorzug aber ist zu betonen, die prächtige Einheit des Ganzen, die Übereinstimmung zwischen Handlung und Schauplatz, Kolorit und Ausdruck. „Das Brot der Sünde" ist ein Lied der Provence, eine leuchtende Purpurblume, emporgeblüht in der Sonnenglut der Camargo, von blendendem Farbenreiz und durchdringendem Duft. In jeder Situation, in jedem Vers an den Boden gemahnend, dem es entsprossen, bietet das Drama auch einen reichen allgemein menschlichen Inhalt. Trotz der kühnen Neuheiten, die sich darin offenbaren, war es für die Bühne geschrieben worden und hat auch in der vorliegenden Form, ungeachtet seiner großen Mängel, die scenische Aufführung, wie es scheint, mit bemerkenswertem Erfolg bestanden, freilich erst 15 Jahre nach seiner Vollendung.

Ende Mai 1878 fanden in Montpellier die großen „Fêtes latines" statt, zu denen alle Völker lateinischer Abstammung entboten waren. Für die Gelegenheit beschlossen einige jüngere Feliber, an ihrer Spitze Paul Gaussen und

der feurige Dichter Albert Arnavielle, ein provenzalisches Drama aufzuführen. Sie wählten „Das Brot der Sünde."

In der Stadt Alais fanden sich die geeigneten Schauspieler zusammen. Paul Gaussen selbst gab den Veranet; für die Rolle Fanetos ward eine Schauspielerin vom Fach gewonnen, Madame Robert, eine Provenzalin. Die Proben waren mit seltenem Eifer abgehalten worden. Am meisten Bedenken erregte die naturalistische Kühnheit des sechsten Auftritts im zweiten Aufzug. Man bemerkte Aubanel, die Scene könne in der Form unmöglich auf der Bühne gegeben werden. Der Dichter wollte sie abändern. Dagegen erhoben aber die Hauptdarsteller energischen Einspruch. „Wir haben das Drama studiert, wie es geschrieben worden, entgegneten sie; wir haben es uns in dieser ersten Form zu eigen gemacht; wir können es nicht anders spielen, deshalb darf nichts daran geändert werden." So blieb die Scene.

Am 28. Mai 1878 fand im Theater zu Montpellier die Aufführung statt. Der erste Aufzug und der Anfang des zweiten wurden sehr günstig aufgenommen; bei dem oben bezeichneten Auftritt stutzte das Publikum, und es trat tiefe Stille ein. Als aber das erste Staunen vorüber war, brach anhaltender Jubel los, und unter stets gesteigertem Beifall ward das Stück zu Ende gespielt.

Aubanel wohnte der Darstellung bei und berichtet darüber an Legré:

6. Juni 1878.

„. . . . . Die Aufführung meines Dramas ist ein wirklicher, sehr großer, erschütternder, und, ich muß es sagen, unerwarteter Erfolg gewesen. Jedermann bangte, nur meine Darsteller nicht, begeisterte Freunde, die an mein Werk glaubten und damit auch recht behielten. Nein,

welche Aufregung! Nie im Leben habe ich wohl eine größere verspürt. Von dem ersten Aufzuge ab war ich beruhigt; das Publikum war gewonnen, bezaubert; schließlich gestaltete sich der Erfolg zum Triumph, man klatschte, man rief: „Der Verfasser! Der Verfasser!“ Der L'Hérault-Präfekt stellte mich freundlichst in seiner Loge dem Publikum vor, der ganze Saal erhob sich und klatschte Beifall. Es war herrlich, berauschend.“

Die Presse begrüßte diese Vorstellung „des Brotes der Sünde“ in etwas übertriebenem Tone als literarisches Ereignis und bestätigte so das Urteil der Zuhörer. Der Dichter der „Arlésienne“, Alphonse Daudet, machte sich zum Echo dieser Lobsprüche im „Journal officiel“ und zog dabei folgenden hübschen Vergleich zwischen Aubanel und den beiden andern Hauptdichtern des Felibertums:

„Weniger episch und erhaben als Mistral, der große Frederi Mistral, den das Schiff Vergils, das noch immer am klaren Horizont der lateinischen Meere sichtbar ist, am provenzalischen Gestade gelandet zu haben scheint; weniger volkstümlich und naiv als Roumanille, besitzt der Dichter der „Mióugrano“ die Leidenschaft, die beiden abgeht, und da das Theater vorzüglich von Leidenschaft lebt, so brauchte er nur eines seiner Gedichte zu dialogisieren, um alsbald ein dramatischer Dichter zu sein.“

Alphonse Daudet gehörte zu den Getreuen, denen das vollendete Drama gleich in erster Stunde mitgeteilt ward. Er erzählt darüber wie folgt: „In den Aliscamps war es, wo uns, zwischen den verwitterten Grabsteinen im Grase gelagert, Aubanel zum ersten Mal „Das Brot der Sünde“ vorlas, indes die Luft von dem Gesang der Grillen erzitterte und hinter einer Wand bleicher Bäume aus den

Werkstätten des Paris-Lyon-Méditerranée spöttische Hammerschläge erklangen."

Einige Tage nach der Vorstellung in Montpellier fand eine zweite in Alais selbst statt, die ebenfalls prächtig verlief.

Erst vier Jahre später ließ Aubanel sein Drama im Druck erscheinen, und auch da nur in 200 Exemplaren, „rèn que pèr lis ami", so daß das Buch zu den literarischen Seltenheiten gehört.[1])

Zwei Jahre nach Beendigung des „Pan dóu Pecat" begab sich Aubanel an ein zweites Drama. Eine Reihe von Briefen an Legré handeln über das allmähliche Heranwachsen und die Vollendung dieser Dichtung.[2])

19. März 1866.

„Kommst du nicht mich Ostern besuchen? Unnütz dir zu sagen, wie froh du mich machen würdest. Dann habe ich soeben den Plan zu einem neuen Drama vollendet — er ist ganz niedergeschrieben — es bleibt nur noch übrig die Verse zu machen, und ich wünsche sehr, ihn dir vorzulesen. Gegen meine Gewohnheit habe ich diesen Winter bedeutend gearbeitet; ich bin sehr zufrieden; nichts schmeckt so gut wie die Arbeit. Mein Drama ist ein tolles, absonderliches, verteufeltes Stück, aber es ist vor allem durchaus menschlich und wahr. Niemand hat noch eine Zeile davon gesehen, und ich wäre glücklich darüber deine Meinung vor jeder anderen zu erfahren."

1) Mir lag die Dichtung in doppelter Handschrift vor, die mir von dem Sohne des Dichters Jean de la Croix und dem sprachkundigen Feliber, Herrn Jules Ronjat aus Vienne, freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind. Eine Neuauflage soll in nächster Zukunft erfolgen.

2) Legré a. a. O. S. 230 ff.

16. Mai 1866.

„Ich werde dir den vollständigen Plan zu den fünf Aufzügen meines Dramas mitbringen. Wir lesen ihn in aller Ruhe, und du kannst mir alle deine Bemerkungen mitteilen. Es ist ein Werk, das mir ungemein zusagt und in das ich alles hineinlegen will, worüber ich an Kraft, Zartgefühl und Originalität verfüge. Mistral und Daudet, denen ich es schon vorlesen durfte, haben mir guten Mut gemacht. Wenn ich meines Plans einmal ganz sicher bin, so will ich an diesem Drama mit unendlichem Eifer arbeiten, und ich hoffe es in 12 bis 18 Monaten vollständig in Verse bringen zu können."

5. Juni 1866.

Ich arbeite leidenschaftlich an meinem Drama; ich stehe morgens früh auf und widme der Poesie täglich 3—4 Stunden. Ich bin zufrieden, ich bin glücklich; ich dichte, ich arbeite. In einem Jahr wird das Drama wohl fertig sein. Ich habe schon den ersten Anfang bis zur Hälfte vollendet.

16. Juni 1866.

Diesen Morgen habe ich den ersten Aufzug meines Dramas vollendet; er hat mich 10 Tage Arbeit gekostet. Ich wage nicht zu hoffen, daß alles so schnell von statten geht, glaube aber, wenn sich nicht zu große Schwierigkeiten einstellen, bis zum Herbste drei Aufzüge beendigen zu können. Du glaubst gar nicht, mit welchem Fieber, welchem Eifer, welcher Lust ich mich an dieser schwierigen Arbeit abmühe.

2. Juli 1866.

Ich arbeite an meinem Drama mit fieberhaftem Eifer. Ich habe nun beinahe 900 Verse geschrieben. Ich bin an dem zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges. Die Arbeit

ist mir ein wahrer Genuß. Die Arbeit thut einem so gut! Ich begreife nicht, daß Leute müßig sein und sich langweilen können.

1. September 1866.

Den Monat August durch konnte ich gar nicht oder fast gar nicht an meinem Drama arbeiten. Gestern konnte ich mich endlich wieder daran setzen, und ich hoffe in einigen Tagen meinen vierten Aufzug, den ich halbvollendet gelassen, fertigstellen zu können. Je weiter ich komme, um so mehr glaube ich an mein Werk; das sage ich dir aufrichtig, ohne jede kindische Bescheidenheit, ganz wie ichs fühle.

11. September 1866.

Diesen Morgen habe ich den vierten Aufzug meines Dramas vollendet. Ich glaube, Töne von unerhörter Roheit und Wildheit gefunden zu haben. Ich fürchte manchmal, es sei zu stark! — Ach was, um so schlimmer! Ich habe immer noch Zeit diesem Chateauneuf Wasser zuzusetzen, was?

30. Oktober 1866.

Ich habe mein Drama vollendet. Es umfaßt 2050 Verse. Von heute ab bis zum Frühjahr will ich es zu vergessen suchen, um es dann mit größerer Überlegung und Unparteilichkeit verbessern zu können."

Die Dichtung, deren Entstehen wir in diesen Briefen verfolgen konnten und wodurch uns ein Einblick in die Schaffensweise Aubanels gewährt wurde, ist das Drama Lou Pastre (Der Hirte).

Das Werk ist leider verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt nicht aufgefunden worden. Legré erzählte mir darüber, Aubanel habe ihm das Manuskript des vollendeten Dramas einige Jahre lang anvertraut, es dann aber plötzlich zurückgefordert; von der Zeit an habe er es nicht wieder-

gesehen und in dem dichterischen Nachlaß, den der Dichter dem Freunde testamentarisch überwiesen, habe es sich auch nicht vorgefunden. Was eigentlich damit geschehen, könne er nicht wissen. Ob Aubanel selbst es verbrannte, ob einer seiner nächsten Angehörigen es vernichtet, könne er nicht entscheiden; jedenfalls sei das Verschwinden dieser Dichtung ein unersetzlicher Verlust.

Auch Herr Jean Aubanel konnte mir nicht mehr mitteilen. Er hält aber die Vermutung, sein Vater selbst könne das Werk aus der Welt geschafft haben, für durchaus unwahrscheinlich, und fügte hinzu, nach Bonaparte-Wyses Behauptung sei der Dichter Roumieux an letzter Stelle in dem Besitz des Manuskripts gewesen.

Mithin ist über den Verbleib „des Hirten" nichts Sicheres zu erfahren; alle aber, die die Handschrift gelesen, stimmen in das Bedauern Legrés ein.

Mistral faßt den Inhalt des Dramas also zusammen [1]):

„Das zweite Drama Aubanels ist betitelt: „Der Hirte" und spielt hoch oben in den Schlünden des Ventours. Es handelt sich um einen Schafhirten (Cabrau mit Namen), tierisch wild wie der alte Polyphem, der mit seiner Herde einsam in der Wüste lebt und eines Tags einer unklugen Galathea ansichtig wird, die sich allein auf den Berg gewagt hatte, um Kräuter zu suchen. Die Leidenschaft, die Brunst des zügellosen Menschen, der wilder ist als seine Tiere, und die furchtbare Tragödie, die daraus erfolgt, bilden den Gegenstand des Schauspiels."

Glaize urteilt darüber: „Es ist eine Art wilde Idylle, rührend und gewaltig zugleich, wie meines Erachtens noch keine gedichtet ward."

---

1) Discours devant l'Académie de Marseille.

Und Legré schreibt: „Man kann von diesem Werke sagen, daß Aubanel es mit dem Stempel seines Geistes gezeichnet hatte. Alle Eigenschaften hat er darin entfaltet, die seine gewaltige Dichteroriginalität ausmachen. Er hatte darin den edlen künstlerischen Ehrgeiz zu verwirklichen gewußt, neu, unabhängig und kühn zu sein, betretene Pfade zu meiden, einen neuen Weg zu bahnen, unverwandt vorwärts zu streben. Und wenn „Lou Pastre" wirklich für immer verloren ist, so ist es ein Unglück, über das man sich nur schwer trösten kann."

Doch ist das Drama nicht ganz verloren gegangen. Es blieben davon erhalten das Einleitungssonett und ein Fragment von 38 Zeilen, das Aubanel Legré in einem Briefe zugesandt hatte und dieser im Rèire-Soulèu zum Abdruck brachte.

Das Sonett: Avertimen (Nachricht für den Leser) ist vielleicht das kräftigste, was Aubanel geschrieben. Es faßt den Inhalt des Dramas in realistischer Übertreibung zusammen und schließt mit der für Aubanel bezeichnenden Strophe:

Anen! crides pas tant à l'ourrur, au brutice,
Car tout ome, à soun ouro, es aret, bòchi, brau!
E qu'as fa de malur mai, belèu, que Cabrau.

Das Bruchstück erzählt, wie das unvorsichtige Mädchen von dem wilden Cabrau beim Baden überrascht und nackt in die Berge entführt wird. Aus der lebhaften, kühnen Darstellung kann man auf den Rest schließen. „Der Hirte" ist wahrscheinlich das ureigenste Werk Aubanels gewesen. Nirgends wird er die Zimperlichkeit seiner Zeitgenossen so beleidigt haben wie hier, nirgends heißere Töne angeschlagen haben. Es war dies wieder eine That der inneren Selbst-

befreiung zu der Zeit, da ihm das Leben am heftigsten zusetzte, weswegen auch der Brand, den die sinnlichen Anfechtungen in seiner Brust entfachten, hier mit schauerlich rotem Widerschein gen Himmel lohte.

Das dritte und letzte Drama Aubanels endlich: Lou Raubatòri, die Entführung, ward 1872 geschrieben.[1]) Das Manuskript befindet sich in den Händen Legrés. Doch ward es dem Dichter nicht gegönnt, die letzte Hand daran zu legen. Legré weigert sich deshalb, wie er mir mitteilte, die Dichtung im Druck erscheinen zu lassen, denn in der vorliegenden Form sei sie Aubanels unwürdig. Die übrigen Freunde stimmen gleichfalls darin überein, daß „Die Entführung" gegen „Das Brot der Sünde" bedeutend abfällt; so kann man den pietätvollen Entschluß Legrés nur billigen, auch wenn man, vom Standpunkt des Philologen aus, versucht wäre, das Nichterscheinen des Dramas zu bedauern.

Aus dem Vorhergesagten geht klar hervor, wie ernst es Aubanel darum zu thun gewesen, der Provence zu einem heimischen Theater zu verhelfen. Seine machtvolle Eigenart, die Kühnheit, womit er sich weder um hergebrachte Regeln noch um die Empfindsamkeit der Mitwelt kümmerte, verhinderte ihn leider auf der Bühne festen Fuß zu fassen; in dem „Brot der Sünde" aber sieht die Kritik noch immer das Hauptwerk des provenzalischen Dramas.

---

1) Über den Inhalt s. bei Legré a. a. O. S. 243 ff. und bei Mistral: Discours etc.

V. Zusammenfassende Würdigung.

Avignon, der Geburtsort Theodor Aubanels, ist mehr als jede andre Stadt Südfrankreichs die Stadt der Gegensätze. Am Fuße des alles überragenden riesigen Papstschlosses, einer der mächtigsten Zwingburgen der Vergangenheit, drängen und kreuzen sich die engen, krummen und dumpfen Gassen in dem malerischen Wall der zinnenbekränzten, turmüberragten, mittelalterlichen Festungsmauer. Die ehemalige Hauptstadt des katholischen Erdkreises war im 14. Jahrhundert der berüchtigte Sitz äußerster Sittenverderbnis. Die „Terreur rouge" feierte in Avignon unter dem Krapphändler Jourdan ihre wüstesten Ausschreitungen, und die „Terreur blanche" war bestrebt, den Greueln in der „Glacière" den scheußlichen Mord des Marschalls Brune als düstre Fortsetzung anzureihen.

Strenger Katholizismus und äußerster Unglauben, Royalismus und Republikanertum, altjungferliche Zimperlichkeit und eine unerhörte Lockerung des Familienlebens sind auch heute noch die gesellschaftlichen Merkzeichen der Stadt, der in Theodor Aubanel ihr größter Dichter erstand.

Als echtes Avignoner Kind ist auch Aubanel der Mann der Gegensätze. Die kurze Einführung in sein Leben und Dichten hat gezeigt, wie er es zeitlebens versucht hat, scheinbar unverknüpfliche Kontraste miteinander zu verschmelzen.

Sein Platz in der neuprovenzalischen Literatur ist dank seiner Größe nicht schwer festzustellen. Aus Liebe zur Heimat zum Feliber geworden, erkor er sich von Anfang an das seiner natürlichen Begabung angemessene Feld. Der Sänger der Arbeit und des Elends ward bald zu dem

begeisterten Herold der Liebe und der Schönheit, als der er unter seinen Mitfelibern unerreicht dasteht. Er dichtete nur, um zu dichten. Roumanille unterstellte, wie wir gesehen, die Poesie durchaus den Gesetzen der Religion und Sittlichkeit; Mistral ließ die Forderungen der reinen Kunst manchmal patriotischen Rücksichten zulieb aus dem Auge; Felix Gras, der im März dieses Jahres verstorbene dritte Capoulié[1]) des Felibrige, versündigte sich in seinen Dichtungen sowohl wie in seinen Novellen und Romanen häufig am guten Geschmack und huldigte dabei einer verdächtigen Tendenz; Aubanel allein anerkannte als einzige Richtschnur die Schönheit und hielt sich trotz allem unentwegt daran. Freilich ward ihm dadurch nicht im entferntesten die Volkstümlichkeit Mistrals und Roumanilles zuteil, und seine Werke werden den Weg in einen provenzalischen „mas" noch kaum gefunden haben; aber um solche Volkstümlichkeit war es ihm auch gar nicht zu thun. Ihm genügte die Anerkennung einiger gebildeten Freunde. Diese Freunde bewunderten ihn als wahrhaft großen Dichter und stellten keinen über ihn. Den Kainsstempel der Poesie, den engbrüstige Nörgler ihm aufdrängen wollten, erklärten sie für das sonnige Gepräge des Genius. Und den Ruhm eines großen Dichters wird Aubanel auch die Nachwelt nicht streitig machen.

Um ihm gerecht zu werden darf man ihn, unter allen Felibern, nur an Mistral messen. Allerdings wäre es verfehlt, ihn in einem Atem mit diesem zu nennen. Denn Mistral nimmt in der neuprovenzalischen Literatur eine Ausnahmestellung ein. „Er ist nicht bloß Dichter, er ist auch der Schöpfer einer Sprache, er ist der Vater und Pate, der Apostel und das Haupt des Felibrige und von

1) Zu seinem Nachfolger ward am 21. April 1901 Pierre Devoluy (Kapitän Gros-Long) aus Nizza ernannt.

diesen verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, steht er einzig unter seinen Zeitgenossen da."[1]) Auch hat sich Aubanel nicht immer der Macht des größeren Freundes zu entziehen gewußt, wie im allgemeinen die meisten der Feliber von Mistral beeinflußt werden. „Das Brot der Sünde" besonders bringt manch wichtige Anlehnung an „Mirèio". In der Lyrik dagegen hat Aubanel dem Dichter der „Goldinseln" kaum etwas zu danken; da steht er auf eigenen Füßen.

„Die Töchter Avignons" vor allem sind ihm ganz eigen; sie sind das Beste, was die neuprovenzalische Lyrik zu verzeichnen hat und bilden Aubanels unvergänglichen Ruhm.

Aubanel hat, wie Eug. Lintilhac so richtig schreibt,[2]) „gearbeitet als Dichter sowohl wie als Mann von Herz und Geschmack. Die drei von ihm veröffentlichten Bändchen haben ihren Platz in der Büchersammlung der literarischen Feinschmecker, auf dem Brette der Dichter, die es verstanden, Miniaturbildchen aus dem Reiche der Natur und des Ideals zu entwerfen, und die durchbebt sind von einem aufrichtigen Gefühl der Liebe und des Todes; also neben der Anthologie Meleagers und den römischen Elegikern, in der Nähe von Petrarkas Canzonieri und Boscans[3]) Ottava Rima und schließlich auch von Heines Intermezzo".[4])

1) Nikolaus Welter, Frederi Mistral, S. 846.

2) Eug. Lintilhac, les Félibres, a. a. O. S. 125.

3) Juan Boscan Almegavèr, berühmter span. Dichter (1493—1542).

4) Seit Alphonse Daudet ist es vielfach Mode geworden, in Theodor Aubanel einen „provenzalischen Heine" zu sehen. Es ist dies eine der vielen Unrichtigkeiten auf literarischem Gebiet, die Glück gehabt und so den Schein der Wahrheit erlangt haben. Nun wäre es ein gar zu kühnes Wagnis, Aubanel mit dem größten Lieder- und Romanzendichter Deutschlands auf eine Linie zu stellen; eine nur flüchtige Gegenüberstellung der beiderseitigen Dichtungsarten genügt aber auch um darzuthun, wie oberflächlich jene Bezeichnung gewählt ward.

Dem Felibrige thun Männer wie Aubanel not, daß die Überlieferung, die bei seiner Gründung vorgewaltet hat, nicht verloren gehe. Die literarische Periode ist für den Bund vorüber. Von den Dichtern, die sein Ansehen begründet haben, steht nur noch der Größte auf dem Schauplatz, und Mistral hat sein Bestes bereits gegeben; neben ihm aber weiß ich kein seiner würdiges Talent. Politische Ziele verdrängen die dichterischen. Berechtigung und Bedeutung sind ihnen nicht abzusprechen, und die Freunde der Feliber werden die Erreichung dieser Ziele mit aufrichtiger Teilnahme zu fördern suchen. Zu bedauern aber wäre es, wenn die reine Dichtkunst, der allein das Felibrige Entstehen und Größe verdankt, allzusehr in den Hintergrund gedrängt würde. Das wäre ein unvorsichtiges Abschwenken von dem ursprünglichen Weg, ein wirklicher Raub an dem Reiche des Schönen, dem Mistral und Aubanel bedeutende Provinzen erobert und angefügt hatten. Daher erinnere ich noch einmal an den hochherzigen Wahlspruch Aubanels, den die Feliber übrigens zu dem ihrigen gemacht haben, denn er prangt in goldner Schrift auf der von Bonaparte-Wyse gestifteten Bundesfahne:

Luse tout ço qu'es bèu, tout ço qu'es laid s'escounde!
(Strahle uns, was schön auf Erden, und was häßlich, fleuch von dannen!)

Unter dem Sternenbanner der Schönheit aber sowohl wie unter dem Sonnenpanier der Liebe können sich alle Völker, alle Konfessionen zusammenscharen zum brüderlich einträchtigen Streben nach den idealen Gütern der Menschheit.

Inhalt.

Verzeichnis
der aus Aubanels Werken mitgeteilten Proben.

I. „Der halbgeöffnete Granatapfel“.

„Das Buch der Liebe“.

„Die Lichtblicke". Seite

„Das Buch des Todes".

II. „Die Töchter Avignons".

III. „Von Jenseits des Grabes“.

IV. „Das Brot der Sünde“.

Marburg. R. Friedrich's Universitäts-Buchdruckerei
(Inhaber Karl Gleiser).